

Augustiner

Heft Nr. 13 | August 2019

**B
A
L
A
N
C
E**



Liebe Leserinnen und Leser,

Balance – auch das noch! Nicht nur, dass es mich wieder einmal erwischt hat, das Vorwort zu schreiben, sondern auch noch zu diesem Thema, das mich von Kindesbeinen an verfolgt! Denn ich muss gestehen, Balance ist überhaupt nicht meine Sache.

Während andere Kinder sich vergnügen auf Skateboards, Rollschuhen oder im Winter auf Schlittschuhen fortbewegten, tappste ich ungelentk, wie ich damals schon war, nebenher und konnte beim besten Willen nicht verstehen, wie die das schaffen, nicht permanent auf den Hintern zu fallen. Dass ich überhaupt das Fahrradfahren gelernt habe, ist für mich immer noch ein Wunder. Die Erinnerung an das Geräteturnen beim Schulsport bringt noch heute Schweißperlen auf meiner Stirn hervor. Ja, es wäre so cool gewesen, wenn ich mich auf einem Skateboard hätte fortbewegen können – das gelang mir leider nur in der virtuellen Welt.

Aber nicht nur das motorische Gleichgewicht zu halten fällt mir schwer. Wenn ich mein Leben so anschau, neige ich eher zu einer ›dialektischen‹ oder ›oszillierenden‹ Lebensweise, mal in die eine Richtung driftend, dann wieder in die entgegengesetzte: Mit großer Begeisterung studierte ich das vermeintlich nutzlose Fach Soziologie und bewegte mich vorwiegend in abstrakten – manchmal auch abstrusen – Gesellschaftstheorien. Damals war meine Idealvorstellung eines ›geglückten Lebens‹, mich in Bibliotheken und an der Uni aufzuhalten. Heute finde ich mich in einem völlig entgegengesetzten Lebenskonzept wieder: Morgens klingt jetzt oft das Telefon, und irgendetwas im Haus ist kaputt, oder es gibt irgendein Problem mit irgendetwas. Ich kann die Geräte nicht reparieren, aber eine meiner Aufgaben ist, mich darum zu kümmern, dass dies geschieht. Ich plane Arbeiten, suche mit

Kollegen und Mitbrüdern zusammen nach der rationellsten und effizientesten Lösung für Probleme, verlege in unserer Kirche Kabel und baue Scheinwerfer auf, programmiere Lichtsteuerungen und bediene Kameras. Die Welt der Bücher und der *vita passiva* ist in meinem Leben durch die *vita activa* verdrängt – wie es wohl in den meisten Leben der Fall ist. Bücher habe ich zu einem großen Teil gegen den Bildschirm getauscht, die Textwelten gegen Bilderwelten.

Was die sog. ›*Work-Life-Balance*‹ angeht, bin ich ebenfalls ziemlich schlecht im Balancehalten, denn was ich mache, mache ich meistens sehr gerne. Auch wenn das Weiterentwickeln immer mühsam ist und ich meistens doch nicht mit meinen graphischen Arbeiten zufrieden bin, kann ich einfach nicht die Finger davon lassen. Bis in die Nacht an Projekten zu arbeiten, wenn eine *Deadline* bevorsteht, empfinde ich durchaus als eine belebende Erfahrung – auch wenn meine Umwelt das etwas anders sieht. Dass ich dann auch wieder tagelang in Lethargie verfallen kann, empfinde ich dann als notwendigen Ausgleich.

Also kurz: Auch wenn alle immer alles ausgeglichen haben wollen, mag ich doch mehr die Schiefelage. Dieses Phänomen finde ich in unserer Gegenwartskultur immer wieder bestätigt: Die *Freaks*, die *Nerds* oder auch die *Geeks* haben ihren Platz in den Fernsehserien und Lebenswelten der Postmoderne gefunden. Die »*Big Bang Theory*« ist nur ein Beispiel hierfür. In den westlichen Gesellschaften sind Kulturen entstanden, die das Exzentrische – das, was eine Schräglage hat – betonen und als gut bewerten: Der gesellschaftliche Normierungsdruck ist – zumindest im Vergleich zu den 1960er Jahren – signifikant zurückgegangen. Es soll heute vorkommen, dass sogar Bänker Tätowierungen haben. Schau ich

in meine Umwelt, entdecke ich viele Menschen, die irgendeine ›Schräglage‹ haben.

Dass das Schräge nicht nur sympathische Züge hat, sondern auch leicht ins Pathologische abdriften kann, liegt auf der Hand. Wenn ein Mensch nicht mehr genug Stabilität in sich und seiner Umwelt findet, kann er sich nur noch schwer an die Umwelt anpassen – die Schräglage droht in einem Schiffbruch zu enden.

Die Dynamik scheint auf den ersten Blick das Übel zu sein, das die Balance gefährdet. Manche Menschen bevorzugen daher, den Wandel zu ignorieren oder möglichst aus ihrer geschützten Welt auszusperrern – allerdings mit wenig Erfolg, zumindest in unseren turbulenten Zeiten. Der technologische und wirtschaftliche Wandel zerstört Berufe und Lebensmuster. Diese Disruption scheint sich immer schneller zu vollziehen. Die Kosten sind hoch – und erfordern neue Strategien. ›Balance‹ dem ›Wandel‹ entgegenzustellen, scheint nicht hilfreich. Balance ist vielmehr ein permanentes, anstrengendes Geschäft, das eigentlich nie erledigt ist. Balance ist dann das Ideal, ›dynamische Stabilität‹ das realistisch Erreichbare.

Die Artikel in diesem Heft tragen diesem Gedanken Rechnung: Von der Graphik einer Seiltänzerin ausgehend, leitet Wolfgang Jokisch mit seinem Leitartikel unsere Erkundungen ein. Der Gymnasiallehrer Harry Hirsch schreibt über seine Leidenschaft Jonglage. P. Lukas macht sich Gedanken über den Ausgleich in der Ausübung von Leitung – ein Thema, das ihn als neuer Provinzial beschäftigt. Dorothea Maiwald-Martin thematisiert die Wichtigkeit von Balance in

Beziehungen. Dass unser tatsächliches Klosterleben von der Idealvorstellung abweicht, macht P. Dominik in seinem Artikel zum Thema. Wunibald Müller widmet sich menschlichen Krisen und der Fähigkeit, weiterzumachen, Stärke zu finden, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Br. Christian macht sich auf »*kühne Höhenwege*« und balanciert der Regel des hl. Augustinus entlang.

Auch bei uns Augustinern ist einiges in Bewegung, das Anpassungsleistungen erfordert. Darüber informiert ein Bericht über unser diesjähriges Provinzkapitel; P. Alfons hält Rückschau auf die vergangenen acht Jahre als Provinzial, und P. Lukas blickt auf die kommenden vier Jahre seiner Amtszeit voraus. Br. Marcel berichtet über seine Erlebnisse und Eindrücke in der Demokratischen Republik Kongo, einem Land, das weit davon entfernt ist, annähernd verlässliche und stabile Lebensbedingungen für seine Bürger bereitstellen zu können.

Zusammen mit allen Autoren wünsche ich Ihnen eine interessante Lektüre!

Br. Carsten OSA



Foto: Theresa Pevod

Wolfram Jokisch

Auf schwankendem Boden – ein Balanceakt.

Von der (Un)Möglichkeit, ungehalten und
grenzenlos zu leben – eine (Such)Bewegung



Dieses Bild von der einen Seiltänzerin in verschiedenen Zuständen – oder vielleicht besser den drei Seiltänzerinnen auf dem einen Seil – fiel mir in einer Auszeit in Schweden in einem Garagenflohmarkt zu, sodass es mir jetzt beim Schreiben vor Augen steht: So kann es mich und Sie als Leser in den Überlegungen zum Thema »Balance verlieren – Balance finden« anschaulich und anschaulich begleiten.

»Der Mensch kann sich nur im Gleichgewicht steter
Bewegung halten, wenn bestimmte, klar definierte
Grenzen nicht überschritten oder zerstört werden.«

Carl Friedrich von Weizsäcker

Verletzlich erscheint dieses schwingende Seil,
nicht erkennbar die Verankerung, einfach in der
Luft schwebend. Wie soll sich da eine Tänzerin
halten können, selbst wenn sie hohe Balancier-
kunst entwickelt hat? Bei der einen Figur scheint

das (noch) möglich zu sein. Sie behält beide Füße auf dem Seil. In der zweiten Figur ist nur noch ein Fuß auf dem Seil zu finden, das zweite Bein erkundet den offenen Luftraum. Die dritte Figur befindet sich im freien Fall, in der »kata-strophe«, sie selbst nicht und nichts anderes kann sie mehr (auf)halten.

Mir erscheint das wie ein Sinn-Bild für die Situation, in der wir uns als Einzelne ebenso wie als menschliche Gesellschaft(en) und als Gemeinschaft aller lebenden Wesen seit einiger Zeit befinden. Der lange stabil scheinende Boden ist schwankend, unberechenbar geworden. Alte vermeintliche Sicherheiten, Gültigkeiten und Verbindlichkeiten sind im religiösen Bereich ebenso verschwunden bzw. auf dem Prüfstein wie in der Wirtschaft, in der Politik oder im Privatleben. Weder war/ist »die Rente sicher« noch die Atomkraft noch eine (er)lebbare Zukunft für uns und die Generationen, die uns folgen. Und das durch die Art und Weisen, wie wir sie zurzeit – sei es in Unkenntnis, sei es wissentlich unter Inkaufnahme der Folgen – aufs Spiel setzen.

Jeder ist zugleich aufgerufen, sich als scheinbar zunehmend freies und autonomes Individuum in einer Welt der vielen Möglichkeiten selbst zu (er)finden, am besten auch gleich zu optimieren, und sich immer flexibel und neu auf die sich wandelnden Herausforderungen einzustellen.

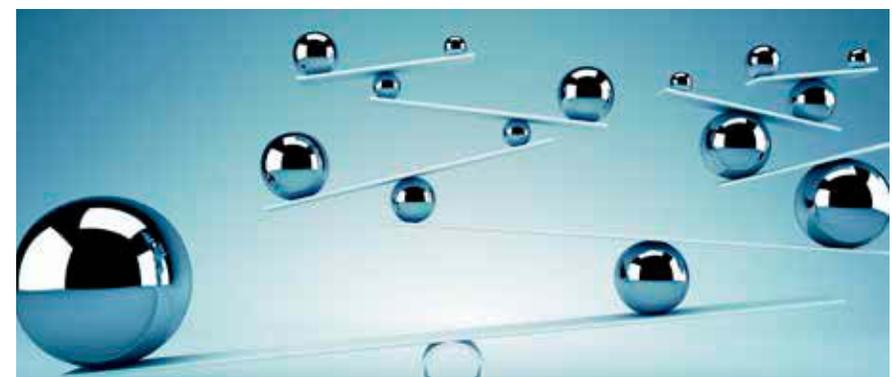
Change-Kompetenz und Agilität sind gefragt, werden im Wirtschaftsleben eingefordert, an Universitäten und in anderen Weiterbildungen gelehrt. Disruptiv, d. h. Gewohnheiten unterbrechend, und prototypisch, als vorläufiger Entwurf in Erprobung und im Vollzug, sollen Perspektiven entwickelt und neue Wege gestaltet werden. Durchbruch und Aufbruch zu mehr Wachstum werden großgeschrieben, nur: Wohin und wozu, das ist durchaus offen, so dass eher ein Zusammenbruch der erhaltenden Systeme wahrscheinlich wird.

Wie kann ich, wie können wir in ein neues Gleichgewicht finden, eines, das dynamische Anpassungen an neue Situationen erlaubt und zugleich um einen stabilisierenden Schwerpunkt schwingt? Wo gibt es in dieser und für diese Suchbewegung so etwas wie eine Ausrichtung auf eine erstrebenswerte und sinnhafte Zukunft für uns, unsere Kinder, die lebenden Wesen in unserer Mitwelt und die Natur als Ganzes?

Eine Variante ist die der schnellen und einfachen Antworten, die uns durch sogenannte Experten via TV oder Twitter gerne zur Verfügung gestellt werden. Seien es einfache Vorwärts- oder Halte-Strategien wie »Amerika first« oder interessen geleitete Ursache-Wirkungs-Konstruktionen wie »Migranten sind das Problem«. So werden zwar nicht wirklich die vielfältig ineinandergreifenden Zusammenhänge beleuchtet, es wirkt aber durchaus wahlkampfleichternd und be(un)ruhigend: Da kümmern sich ja kundige bzw. verantwortliche Leute drum – oder behaupten zumindest, das zu tun.

Weitere Varianten sind vielleicht: »Da kann man als Einzelner eh nichts machen« (grundsätzliche Unlösbarkeit) oder: »Das ist mir zu komplex, das verstehe ich sowieso nicht« (persönliche Unlösbarkeit). Diese erlauben mir, mich auf meinen kleinen, überschaubaren Bereich zu konzentrieren und einfach so weiterzumachen wie bisher.

Die Aktivitätsvariante, Nichtstun durch Hektik, eine weitere der vier Stufen der Passivität, erlaubt zumindest das Gefühl, etwas zu unternehmen. Auch wenn dies letztlich nicht zielführend oder gar kontraproduktiv wird wie bei der Diskussion um zahlenmäßige Obergrenzen zur »Eindämmung des Flüchtlingsstroms«.





Die eleganteste Form der Passivität und zugleich der Versuch, den Status quo zu erhalten, ist und bleibt die Leugnung des entsprechenden Problems überhaupt: »Wir haben keine Klimakrise, allenfalls einen Klimawandel.«

Dies sind Lösungsideen, welche den Tänzerinnen in dem Bild wohl vertraut sein dürften und die sie zu überwinden trachten – bewahrend, tastend erprobend und waghalsig stürzend. Doch was haben sie in ihrem Üben bisher übersehen? Was gefährdet ihren Tanz auf dem Seil auf sogar existenzielle Weise?

Dazu gilt es zunächst und zuerst, den Kontext – und damit die Gefährdung und Gefährlichkeit – der ganzen Inszenierung in den Blick zu nehmen: Das Seil hängt im (N)irgendwo, im »Utopos«, im Nichtort, hat keine und braucht dringend Anbindung, Verankerung, Halt, damit es zwischen diesen Ankern frei schwingen kann. Es braucht ein Hinten und ein Vorne, ein Rechts und ein Links, einen verlässlichen Rahmen, eine Begrenzung also, die den möglichen Spielraum als »Raum der begrenzten Möglichkeiten« eröffnet und hält. Der spielerisch wirkende Tanz auf dem Seil braucht Anerkennung von Grenzen der Belastbarkeit, der eigenen Kompetenz ebenso wie daraus abgeleitete Regeln des Umgangs mit sich und allem anderen. Was kann bzw. muss für unsere »Zeit der (scheinbar) unbegrenzten Möglichkeiten« einen solchen Rahmen und solche Regeln bereitstellen?

Für mich bietet sich dafür das naturphilosophische »Modell der Verantwortungsdimensionen« von Klaus Michael Meyer-Abich an (*Aufstand für die Natur: Von der Umwelt zur Mitwelt, München 1990*). Er unterscheidet acht Bereiche, in denen von uns Bezüge hergestellt und Verantwortung übernommen werden. Die Gefahr, die entsteht, wenn nur diese eine Dimension beachtet und bedient wird, steht jeweils in Klammern:

- o das autonome Ich (Egoismus)
- o die Moral der Sippe/Familie (Nepotismus)
- o die Volksgenossen durch sich (Nationalismus)
- o die gegenwärtigen Mitmenschen nah und fern (Anthropozentrismus)
- o die Menschheit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (Anthropozentrik)
- o die höheren Tiere unter sich (Mammalismus)
- o die Gemeinschaft der Lebewesen, Tiere, Pflanzen, Pilze (Biozentrik)
- o das Ganze der Natur/ die »Rundheit der Welt« (Physiozentrik).

Von oben nach unten gelesen, erlaubt dieses Modell ganz übersichtlich einzuordnen, auf welcher Ebene ich mich oder andere sich jeweils verantwortlich fühlen und für sich, mich und alle anderen/ alles andere stimmig und wirksam Antwort geben.

Der »Witz« dieses Modells erweist sich aber erst im Lesen von unten nach oben, denn von dort her wird deutlich, dass die jeweils nächste Ebene eingebettet ist in die jeweils untere(n) und ohne diese nicht auf Dauer existieren kann: Wir sind eingebettet in die Natur als Ganzes, einschließlich der Welt der Mineralien, der Erde, des Wassers, der Luft und des Feuers, alles Kinder der Energie der Sonne und des gesamten Kosmos. Wenn wir dies nicht begreifen und entsprechend handeln lernen, wird es uns bald nicht mehr geben. Dies gilt ebenso – aufsteigend – für die Welt der Lebewesen einschließlich ihrer Artenvielfalt, die Welt der Säugetiere und der Menschheit in ihren zeitlichen und räumlichen Dimensionen.

Es geht wesentlich um die Versöhnung von uns Menschen mit allen Wesen und Elementen der Natur, einschließlich der (An)Erkenntnis, dass wir Teil eben dieser Natur und dieses Kosmos sind und bleiben. Es geht um wirksame Wege von der (IM)Balance zur (IN)Balance – aus dem Ungleichgewicht in die Ausgewogenheit.

Es würde den Tänzerinnen auf dem Seil gut anstehen, die bisher luftige Aufhängung ihres Seils im Nichts in den Blick zu nehmen und für eine angemessene Verankerung und Stabilität zu sorgen.

Ein zweiter Aspekt ist – bezogen auf die zu vereinbarenden Regeln – die Erinnerung an und die Überprüfung und ggf. Wiederbelebung von erprobten und bewährten Tugenden – verstanden als innere Haltungen und Orientierungshilfen für eine zeitgemäß schöpferische Gestaltung des Lebens, die uns Menschen der Gegenwart wieder in einen gültigen und nachhaltigen Kontext mit Vergangenheit und Zukunft stellen. Dies wäre Konservativität in einem zukunftsfähigen Sinn, in komplementärer Ergänzung zu den progressiven Bestrebungen von uns Menschen.



Als begrenzende Rahmung für Spielräume ebenso wie für die notwendigen Regeln wurde die Bedeutung der alten Tugenden sowie die Erfindung neuer Tugenden für unsere Zeit(en) von berufenerem Kopf und berufenerer Hand als meiner in letzter Zeit beschrieben.

Alles dies berücksichtigend, kommen in dieser Rahmung jetzt auch die individuellen Zielsetzungen, Haltungen und Kompetenzen der Seiltänzerinnen zum Tragen. Und diese sind für sich genommen auch nicht ohne! Was trägt und motiviert mich, da zu sein und meinen unverwechselbaren Beitrag zum Ganzen zu geben?

Es braucht die Erkundung, (Er)kenntnis, Erprobung und immer wieder (Über-)Prüfung des Seils, Metapher auch für den ›Roten Faden‹ im eigenen Leben – am besten in freundlichen und auch reibenden Begegnungen mit einem Du. Es braucht darüber hinaus verschiedene Formen von Mut und die Fähigkeit, das rechte Maß und den rechten Rhythmus zu finden in der schöpferischen Ausgestaltung des eigenen Könnens zwischen: Gleichmut/Bodenhaftung (zwei Beine auf dem Seil) und Wagemut (ein Bein in der Luft), zwischen Kleinmut und Hochmut, Freimut und Schermut, Langmut und Übermut, Sanftmut und Wehmut – ohne im Übermut vollends vom Seil zu fallen.

Hier ist unser Herz als ›Sinnorgan‹ das entscheidende Expertensystem, in ihm sind alle diese (Mut)Formen zuhause, das Herz allein steuert und dient zugleich, (de-)mutig im Anerkennen des großen Ganzen und (frei)mutig, die eigene Verantwortung für das kleine Ganze zu übernehmen, statt sich als (Be)Herrscher ›der Welt‹ (!) aufzuspielen. Das Herz kennt auch den menschengemäßen Rhythmus, der sich im Herzschlag zeigt und mit ›Hand aufs Herz‹ ganz körperlich erleben lässt.

»Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar«, so verdichtete zu seiner Zeit Antoine de Saint-Exupéry seine Erfahrung, vielleicht würde er heute das leibliche Erspüren dieser Qualität ebenso gelten lassen.

Den Tänzerinnen in unserem Bild würde es vielleicht nicht schlecht anstehen, wenn sie gelegentlich innehalten, Abstand nehmen und miteinander erkunden und klären, wie sie künftig auf eben diesem Seil zusammenwirken möchten, was davon Sinn hat und wozu sie damit über die pure Lust hinaus vielleicht auch dienlich sein können und wollen.

All das will auch von uns entdeckt und nach Möglichkeit körperlich erlebt werden, damit wir uns ein Herz fassen und unser Seiltanz, unsere Balance(ver)suche immer wieder gelingen können, auch wenn ab und zu ein Absturz unvermeidbar ist und vermutlich als Einladung zum Weiterlernen verstanden werden will. Dazu möchte ich die Tänzerinnen Sie und mich gerne verbindlich und hoffnungsvoll (er)mutigen.



Wolfram Jokisch, Mag. theol., Dipl.-Päd., * 1951, ist nach Tätigkeiten in der kirchlichen Erwachsenenbildung seit 20 Jahren selbstständig als Trainer und Coach tätig und leitet das Corework-Institut für Sinnberatung (www.corework.de).



Von der Faszination tanzender Keulen und bunter Bälle

Harry Hirsch

Normalerweise erfreue ich Menschen damit, dass ich vor ihren Augen ein paar Gegenstände in die Luft werfe, sie wieder auffange und gleich wieder hochwerfe. Jetzt kam die überraschende Anfrage, ob ich zum Thema »Balance« einen Artikel verfassen könnte. Ganz ehrlich: Ich weiß es noch nicht, weil ich so etwas noch nie getan habe. Von daher lasse ich mich einfach mal auf dieses Experiment ein. Als erstes habe ich nachgefragt, wer denn diese Zeitschrift lese und bekam die Auskunft, dass es sich um eine »bunt gemischte Zielgruppe« handle. Optimal! Jongleure und Gaukler sind selbst eine sehr bunt gemischte Gruppe, und von daher hoffe ich, dass es mir gelingt, möglichst viele von ihnen dazu zu bewegen, bis zum Ende dieses Artikels durchzuhalten.

Für eher visuelle Typen wie mich habe ich gleich mal ein Foto eingebaut, das in Bruneck in Südtirol auf der *ejc 2015*, der jährlich stattfindenden europäischen Jonglier-Convention, entstanden ist. Das Finale der einwöchigen Veranstaltung, bei der mehrere Tausend Jongleure aus aller Herren Länder teilnehmen, ist der *toss-up*, das gleichzeitige Hochwerfen verschiedenster Jongliergegenstände.

Warum jonglieren tausende Menschen auf diesem Planeten, und das mit so unglaublicher Ausdauer und Begeisterung? Und was hat das alles mit Balance zu tun? Mal ehrlich: Können Sie sich etwas Sinnfreieres vorstellen, als möglichst viele Gegenstände in die Luft zu werfen und diese mehr oder weniger erfolgreich wieder



zu fangen, nur um dann wieder von vorne anzufangen? Wie auch immer Deine Antwort dazu ausfallen mag – ich wechsele einfach immer wieder mal zwischen ›Sie‹ und ›Du‹, weil Ihr ja eine bunt gemischte Zielgruppe seid –, mich fasziniert dieses Phänomen auf jeden Fall schon lange.

Beobachtung 1: Wenn ich alleine im Garten stehe und Bälle oder Keulen zu jonglieren versuche, dann stelle ich fest, dass ich mich extrem darüber freuen kann, wenn es mir gelingt, die hochgeworfenen Gegenstände wieder sicher zu fangen. Wenn ich die Gegenstände dauerhaft in Bewegung halten kann, wenn die aufgewendete Kraft beim Hochwerfen und der Abwurfwinkel optimal sind, dann landen die Gegenstände auch wieder in meinen Händen, um sie binnen von Sekundenbruchteilen gleich wieder zu verlassen. Diesen Zustand der scheinbaren Schwerelosigkeit, diese Balance, finde ich absolut magisch. Ich empfinde dieses Gefühl so intensiv, dass ich trotz unzähliger Drops (Ball landet nicht in meiner Hand, sondern am Boden) immer und immer wieder versuche ein Jongliermuster so lange zu üben, bis es sicher läuft. Das lehrt übrigens Demut. Ich muss mich immer wieder bücken, um herabgefallene Gegenstände wieder aufzuheben, wenn ich weitermachen will. Nachdem ich alleine bin, kann ich auch niemanden außer mir dafür verantwortlich machen. Okay, ich gebe es zu, ab und an beschuldige ich die Bälle und Keulen, auch wenn ich im Grunde meines Herzens weiß, dass das nicht sinnvoll ist. Halten wir fest: Diesen Balance-Zustand oder dauerhaften Tanz der Keulen – im Idealfall erweitert durch immer wieder neue Flugmuster, die ich mit meinen eigenen Hände initiiere – halte ich für zutiefst faszinierend.

Beobachtung 2: Ich sehe irgendwo einen Jongleur. Was passiert? Ich schaue absolut gebannt auf die Flugkurven und Jongliermuster seiner Bälle, Ringe, Keulen ... was auch immer. Auch hier bin ich von diesem Jongliermuster zutiefst gebannt und will gar nicht wegschauen. Ich versuche herauszufinden, wie viele Gegenstände er jongliert, welche Muster er wirft und – logisch –, ob ich das auch hinbekommen könnte. Fazit: Nicht nur selbst geworfene Jongliermuster, sondern auch Kunststücke von anderen Jongleuren üben eine magische Anziehung auf mich aus.

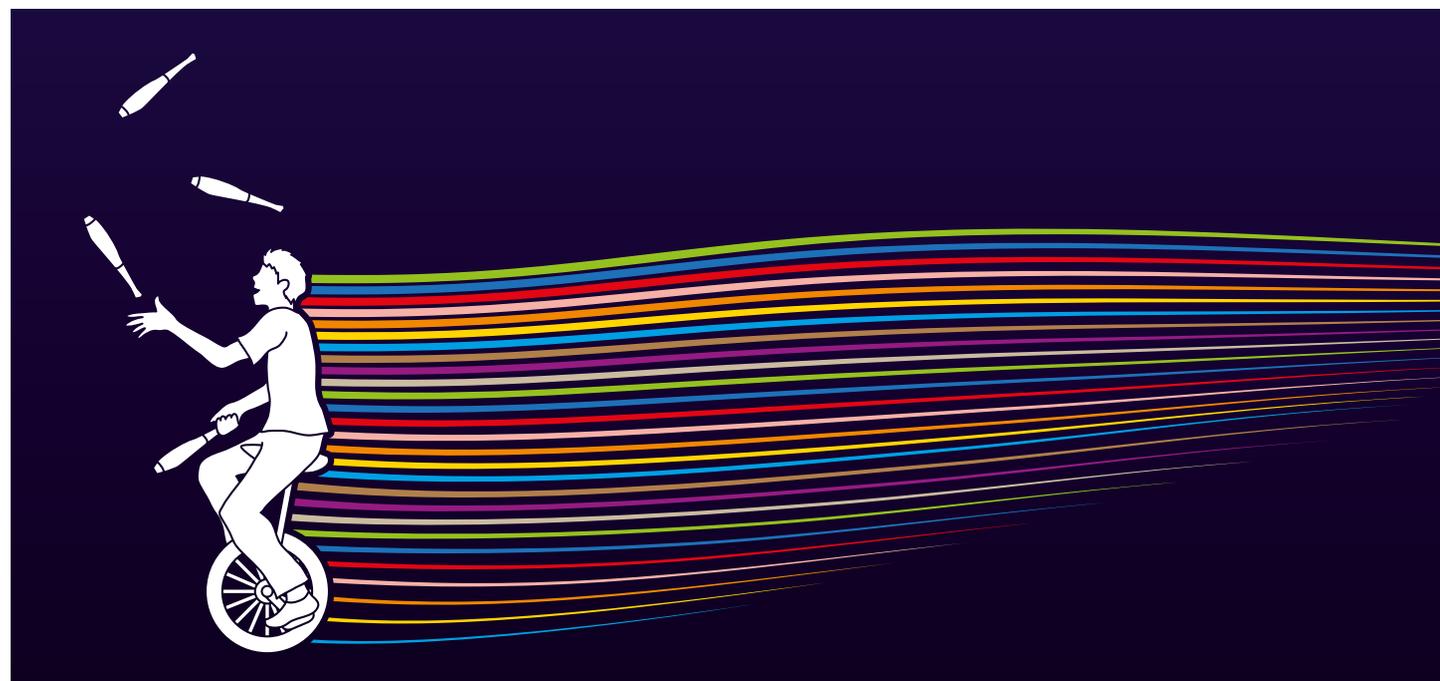
Darf ich meine beiden Beobachtungen und persönlichen Erfahrungen verallgemeinern? Nun ja, erfreulicherweise kommt es immer wieder vor, dass mir Menschen beim Jonglieren zusehen, stehenbleiben und applaudieren. Ich wage jetzt mal zu behaupten, dass doch der ein oder andere dabei ist, der das nicht aus Mitleid tut, sondern weil ihm gefällt, was er sieht. Ebenso habe ich bei meinen unzähligen Workshops miterlebt, dass es anderen ähnlich geht: Auch sie lassen sich von der fortlaufenden Balance der Bälle und immer wieder neuen Jongliermustern derart faszinieren, dass sie immer wieder die heruntergefallenen Sachen vom Boden aufheben. Und Ihr? Habt Ihr schon einmal einen Jongleur gesehen? Was habt Ihr dabei empfunden?

Meine These: Menschen lieben es, wenn die Bälle in der Balance sind bzw. – im übertragenen Sinn – wenn ihr gesamtes Leben nach ihren Vorstellungen, Wünschen und Träumen verläuft. Vielleicht sogar für viele ein ziemlich verlockender Gedanke.

Kann es sein, dass wir dabei manchmal vergessen, dass das Aufheben der Bälle und die Niederlagen in unserem Leben notwendigerweise dazu gehören? Ohne Bücken und Bälle aufheben kann niemand Jonglieren lernen. Ein Leben, das absolut nach meinen Vorstellungen und Wünschen läuft, kann und will ich mir auch gar nicht vorstellen. Außerdem halte ich es für illusorisch und kann es nicht mit meinen bisherigen Erfahrungen in Einklang bringen.

Macht's gut, liebe Leser, und freut Euch, wenn Euer Leben in Balance bleibt. Sollte dies einmal nicht gelingen, dann: Nur Mut! Bälle aufnehmen und weitermachen! Denn als Jongleur bin ich davon überzeugt, dass nicht nur der Zustand der Balance erfreulich ist, sondern dass ich auch getrost die Phase außerhalb der Balance annehmen darf.

*Harry Hirsch, * 1965, ist Lehrer für Biologie und Chemie am Gymnasium Veitsböckheim, wo er gemeinsam mit einem Kollegen den Wahlkurs Jonglieren leitet. Seit Beginn der 1980er Jahre ist er begeisterter Gaukler und Jongleur, tritt auf kleineren und größeren Veranstaltungen alleine oder gemeinsam mit Schülern auf und leitet Workshops, um anderen, allen voran Kindern, das Jonglieren beizubringen.*





P. Lukas OSA

Vom Gleichgewicht beim Leiten

Es ist schon verlockend, an den Anfang meines Beitrages, der den Themenbereich ›gemeinsame Verantwortung‹ und ›verantwortete Leitung‹ ins Wort fassen soll, eine Reihe von Sprüchen, Worthülsen, Sprichwörtern und Gemeinplätzen zum Thema anzuführen. Und ich gebe der Verlockung einfach mal nach:

- »Ich weiß nicht immer alles, aber ich weiß immer alles besser!«
- »Verantwortung hat, wer Antwort geben kann! – Ich antworte gern, auch wenn ich keine Ahnung habe!«
- »Wenn man so gar keine Ahnung hat – einfach mal nichts sagen.«
- »Gemeinsam trägt sich vieles leichter!«
- »In dir muss brennen, was du in anderen entzünden willst!«
- »Was Du heute kannst besorgen ...«
- »Es gibt keine unwichtigen Tätigkeiten.«
- »Befehlen kann, wer klare Begriffe hat!«
- »Management ist die Kunst, die Talente richtig einzusetzen.«

Ich könnte die Liste fast unendlich weiterführen. All diesen Sprüchen und Sprichworten ist eines gemeinsam: Sie versuchen etwas kurz und einfach zu fassen, was einfach nicht kurz zu fassen ist. Leitung ist ein komplexes Geschehen, das nicht allein darin besteht, dass einer das Sagen oder zumindest den Auftrag hat, etwas zu sagen. Leitung besteht nicht in einem Autoritäts- und Machtgefälle von einem, der leitet, hin zu denen, die dann zu Ausführenden werden. Dieses Machtsystem wäre totalitär und absolut – es ist seit dem Mittelalter überholt und nicht mehr durchführbar. Leitung geschieht in einem Umfeld, das zwischen Notwendigkeit und Zumutung changiert. Es gibt die Notwendigkeit der Leitung nicht allein aus organisatorischen Gründen. Es gibt praktisch fast immer einen ›Vorsprung‹ an Wissen, Kenntnis, Vertrauen und Mut, aus dem sich auch eine Verantwortlichkeit ergibt, die dazu führt, dass einer oder eine Gruppe Leitung wahrnehmen. Gleichzeitig gibt es immer auch die logische Notwendigkeit und Zumutung, dass Aufgaben, die zum Gelingen eines Unternehmens zu erfüllen sind, getan werden müssen. In diesem sozialen Umfeld bekommt es dann Bedeutung, wie und wer die Interessen des Individuums wahrt und gleichzeitig die berechtigten Interessen der Gemeinschaft bzw. des Unternehmens im Blick behält und durchsetzt.

Der Leitungsstil, der dabei praktische Anwendung findet, ist meines Erachtens eher nachrangig. Es gibt Dutzende von Leitungsmodellen. Egal, ob jemand diese Verantwortung nach dem Modell ›*Management by walking around*‹ oder nach ei-

nem Modell ›geteilter Verantwortlichkeit‹ wahrnimmt, ob es darum geht, strenge Hierarchien aufzubauen oder eher auf die sogenannte Leitungsspanne zu sehen; ob sich jemand in das Modell ›Leiten wie Moses‹ verliebt hat oder eher danach strebt, das ›Jesus-Modell‹ umzusetzen – es bleibt grundlegend, dass ein Ausgleich der Interessen aller Beteiligten auf irgendeine Weise geschehen muss. Weder unzufriedene und verärgerte Leitungspersonen noch unzufriedene und unmotivierte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen bringen eine Unternehmung weiter. So bleibt es eine grundlegende Aufgabe von Leitung, ein Gleichgewicht herzustellen, aus dem sich Motivation, Zufriedenheit und Produktivität ergeben.

Die Systemtheorie kann dazu hilfreiche Ansätze geben. In diesem Modell gilt als erstes Prinzip, dass jeder Beteiligte das System beeinflusst – egal, wo er oder sie tätig ist – und dass gleichzeitig jeder vom System mitgeprägt wird. Übertrieben gesagt: Es ist nicht wichtig, ob der Chef oder eine Verwaltungsmitarbeiterin mürrisch und grantig zur Arbeit kommt, es beeinflusst in beiden Fällen das ganze System (zumindest das Nah-System) negativ. Gleichzeitig können Chef oder Mitarbeiter vom System positiv beeinflusst werden, so dass sich die Laune hebt, oder negativ verstärkt werden, so dass irgendwann der Betriebssegen schiefhängt. Die Theorie setzt sogar noch tiefer an: Das soziale Verhalten, die moralisch-ethischen Einstellungen, die ganz persönlichen Emotionen, das Verhältnis zum Unternehmen, die Kultur des Unternehmens werden auf diese Weise unbewusst beeinflusst – von allen. Leitung hat die Aufgabe, diese unbewussten Prozesse zu sehen, zu erspüren, aufzudecken und sie so handhabbar (das bedeutet *management*) und fruchtbar zu machen.

Das zweite Prinzip ist, dass Veränderung und Verlebendigung nur geschieht, wenn das System sich bewegt. Als Beispiel nehme ich eine Schale, in der sich eine Kugel befindet. Diese Kugel wird, den Naturgesetzen folgend, immer den Ort suchen, der sich auf dem energetisch niedrigsten Niveau befindet: den Ruhepunkt. Veränderung und damit Entwicklung geschieht, wenn ich die Kugel an einen anderen Punkt der Schale lege oder die Schale bewege. Stelle ich sie wieder ab, dann wird die Bewegung der Kugel wieder enden, sobald der Ruhepunkt erneut erreicht ist. Also ist es Aufgabe der Leitenden, das System in Bewegung zu halten. Mit welcher Geschwindigkeit, mit welchem Energieaufwand, mit welcher Intensität das geschieht, ist veränderlich. Das System will immer den Ruhepunkt. Der aber heißt auch Stillstand. Es gilt also, die beteiligten Individuen so zu motivieren und zu begleiten, dass ihre Interessen gewahrt sind, sie bereit werden, das System in Bewegung zu halten, und sie erfahren zu lassen, dass sie zum Gelingen und Erfolg des Großen und Ganzen beitragen.

Das klingt alles gar nicht so einfach? Es ist nicht einfach und kann mit einfachen und kurzen Sprüchen nicht erreicht oder beschrieben werden. Dennoch ist es wertvoll und wichtig, diese Balance zwischen dem Interesse einer Unternehmung und den Interessen der beteiligten Individuen zu finden. Das sorgt für Lebendigkeit und trägt in die Zukunft. Ob die Unternehmung dabei den Namen eines internationalen Großkonzerns, eines Familienbetriebs oder einer katholischen Ordensgemeinschaft trägt, ist nebensächlich. ■



»Wenn beide zu Wort kommen«

Dorothea Maiwald-Martin

»Fällt dir was zum Thema Balance in der Partnerschaft ein? Ich soll darüber im AUGUSTINER schreiben.« Prompte Antwort eines Kollegen: »Die Ehe ist in Balance, wenn beide zu Wort kommen.« Ich mag den hinter sinnigen Humor meines Kollegen, auch wenn ich mir nicht sicher bin, ob in der Antwort vielleicht die Unterstellung mitschwingt, wir Frauen würden sowieso zu viel reden, oder umgekehrt: Männern sei das ganz Recht, weil sie von Natur aus ziemlich »maulfaul« seien. So will ich diesen Gedanken doch noch ein bisschen weiterspinnen.

Mit den Redeanteilen in Beziehungen ist das so eine Sache, denn sie werden schnell gemessen am sonstigen Verhalten des Partners oder der Partnerin: »Mit den Kindern kann sie stundenlang rumtoben, wenn es aber mal was zu besprechen gibt, ist nie Zeit da ...« Oder: »In Gesellschaft ist er ein glänzender Unterhalter, zu Hause muss ich ihm alles aus der Nase zieh'n ...«

Statistiker haben ermittelt, dass Partner, die länger als zehn Jahre zusammenleben, durchschnittlich nur ein paar Minuten über sich selbst als Paar sprechen. Anders sieht es mit dem Gespräch über all die vermeintlich wichtigen Bereiche des Lebens aus, von Fragen der Haushaltsführung über Kindererziehung, Finanzen, Urlaubsgestaltung bis zum Umgang mit den Herkunftsfamilien und zur Sorge um pflegebedürftige Eltern ... Die Liste ist unendlich erweiterbar, so unbegrenzt wie die vielfältigen Lebensentwürfe und Lebensmöglichkeiten heutzutage.

Zweierbeziehungen sind fragile Gebilde. Beide Partner sind täglichen Anforderungen und Einflüssen ausgesetzt, und da braucht es zunächst eine mehr oder weniger definierte Paargrenze, die beide ernsthaft schützen wollen. Und dann braucht es viel Vertrauen,

Vertrauen in mich selbst, dass ich das Leben schaffen kann, auch wenn der Partner/ die Partnerin nicht da wäre, und Vertrauen in »meine bessere Hälfte«, dass er/ sie es grundsätzlich gut mit mir meint und dass wir einander immer noch mögen, auch wenn sich beide ganz schön verändert haben in all den Jahren. Einander zu vertrauen schließt nicht aus, dass es auch Gespräche über unangenehme Themen geben muss über Fragen, bei denen beide immer wieder mal in Streit geraten sind, über Enttäuschungen oder Verletzungen, die man einander angetan hat, über Bedürfnisse nach Nähe und Angenommensein, die vom anderen nicht wahrgenommen wurden.

Viele Themen kreisen letztlich um die Frage, wie viel jeder in die Partnerschaft »investiert«, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne, ja ob beide den Eindruck haben, das gemeinsame Konto sei so ungefähr ausgeglichen. Paarforscher haben herausgefunden, dass Partner, die in zufriedenen Beziehung leben, das Gefühl haben, dass sie das, was sie in die Partnerschaft investieren, vom anderen auch wieder zurückbekommen. Gerät eine Partnerschaft in ein Ungleichgewicht, so wird derjenige, der den größeren Nutzen aus dem Miteinander zieht, sich zunehmend schuldig fühlen, während der andere Teil, der die größeren Kosten trägt, mit der Zeit auch auf Kleinigkeiten unzufrieden und ärgerlich reagiert. Grundsätzlich sind Paare bemüht, immer wieder in Balance zu kommen. In der Verliebtheitsphase starten Paare mit einem dicken Polster ins Leben zu zweit. Sie sind großzügig, sie verwöhnen einander, sie loben sich und drücken ihre Wertschätzung füreinander aus. Sie rechnen auch nicht nach, wer von beiden mehr gegeben hat, und drängen nicht auf sofortigen Ausgleich. Können sich Paare diesen positiven Gefühlsaustausch erhalten, so bewältigen sie Schwierigkeiten, die im Laufe des gemeinsamen Lebens eintreten, leichter, und sie bewahren sich ihre Zugewandtheit und positive Wertschätzung füreinander. Die Paarforschung hat herausgefunden, dass es zwischen Partnern mindestens fünfmal so viel positiven Austausch wie negativen geben muss, damit schlimme Ereignisse nicht die Beziehung zerstören. In Balance bleibt die Partnerschaft, wenn sich die Partner fünfmal Wertschätzung entgegengebracht haben, bevor sie sich einmal kritisieren.

Balance in der Partnerschaft gelingt, meine ich, wenn beide um Balance im eigenen Leben bemüht sind, wenn jeder achtsam mit den eigenen Grenzen und Ressourcen umgehen und großzügig sein kann und dankbar für das Geschenk des eigenen Lebens. Balance ist möglich, wenn ich auch mal vergeben kann, dem anderen und mir selbst, und wir es irgendwie »leicht« haben miteinander, und keiner kann erklären, warum ...





Arbeit & Gebet

P. Dominik OSA

»Ich bin 56 Jahre alt und war immer berufstätig. In den letzten Jahren habe ich meine binfällig gewordene Mutter betreut. Nun möchte ich ganz neu anfangen und mein Leben der Suche nach Gott und dem Gebet widmen. Darum möchte ich gerne Ihrer Ordensgemeinschaft beitreten.«

Ich zucke beim Lesen dieser Anfrage zusammen. Da möchte jemand bei uns Augustinern vor Anker gehen, um endlich Zeit für Gebet und Gottsuche zu haben? Was glaubt der eigentlich, was wir machen? Eine Vierzig-Stunden-Arbeitswoche bekomme ich locker zusammen. Ich brabbele noch ein bisschen vor mich hin, dass ich auch gerne mein Leben dem Gebet widmen möchte, bevor ich freundlich antworte, dass das Leben in unserer Gemeinschaft stark von unserer Arbeit in der Seelsorge und in vielen anderen Bereichen geprägt ist und wir sicher nicht die Ordensgemeinschaft sind, die seiner Vorstellung von einem Leben in Gebet und gemeinsamer Gottsuche entspricht.

Wieder einmal habe ich einen Menschen enttäuscht. Wieder einmal eine Bestätigung geliefert, dass es diesen Augustinern an der notwendigen Frömmigkeit fehlt. Kein Zeugnis dafür, dass die Liebe zu Gott alles andere toppt. Aber ich selbst habe auch etwas gewonnen. Ich bin mal wieder heftig auf die Frage gestoßen worden, ob in meinem geistlichen Leben alles stimmt, ob es da so etwas wie eine Balance von Beten und Arbeiten gibt. Es ist für mich eine Frage, die es wert ist, auch mit meinen Brüdern besprochen zu werden. Schließlich teilen wir so vieles miteinander, unsere Arbeit und auch unser Gebet.

Schaue ich mir ganz nüchtern die Zeit an, die wir in Würzburg mit gemeinsamem Gebet füllen, und die Zeit, die jeder von uns mit seiner Arbeit verbringt, kann von Ausgeglichenheit keine Rede sein. Diese halbe Stunde am Morgen, steht in keinem Verhältnis zu der Zeit, die ich mit seelsorglichen Gesprächen, Sitzungen, Gottesdienstvorbereitungen und vielen anderen Dingen, die für mich Arbeit bedeuten, verbringe. Wäre die Uhr allein das Maß, wäre da also gar nichts ausbalanciert. Aber genau diese halbe Stunde am Morgen, in der wir miteinander beten, miteinander in

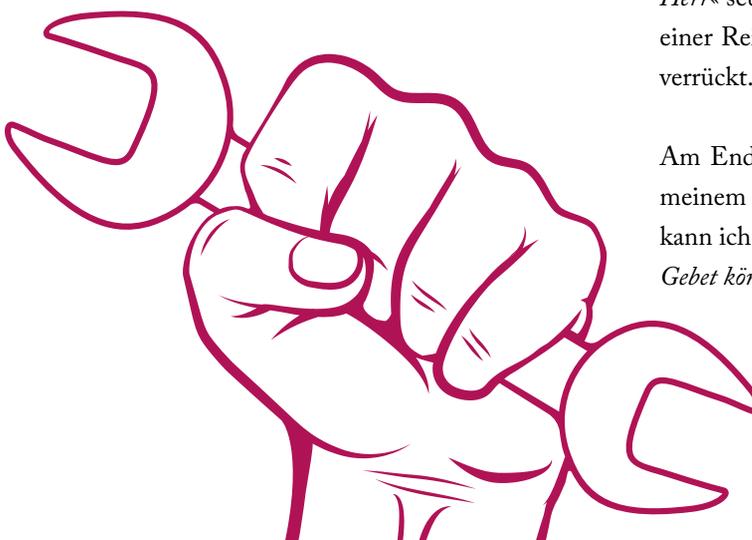


der Heiligen Schrift lesen und miteinander schweigen, hat für mich ein ungeheures Gewicht. Sie lässt mich gut ankommen in dem neuen Tag, der mir geschenkt ist. Gleichzeitig dürfen wir uns, ohne miteinander gesprochen zu haben, als Gemeinschaft erleben. Wir starten gemeinsam in den neuen Tag, und wir starten in der Hoffnung, dass da einer mit uns geht, der um uns weiß. Wenn es uns dann noch gelingt, am Abend zur Vesper oder zur Komplet zusammenzukommen, fühlt sich für mich der Teil meines Lebens, der dem Gebet in Gemeinschaft gehört, rund an. Ob ich dankbar auf den zurückliegenden Tag schaue oder bedrückt, weil mir nicht alles gelungen ist, ich kann es einem anvertrauen, der die Zusage gegeben hat, dass unsere Last leicht sein darf. Für diesen kurzen Moment scheint mir mein Leben in einer gesunden Balance zu sein.

»Noch ein bisschen mehr Zeit für Gebet wäre aber schon schön«, flüstert der kleine Mönch in meinem Ohr. Das wäre tatsächlich schön. Aber ich habe mich für das Leben in einem aktiven Orden entschieden und nicht für eine kontemplative Gemeinschaft. Und im Grunde meines Herzens halte ich es sowieso mit meinem Ordensvater Augustinus, der gesagt hat: Die Sehnsucht betet immer. Und bin ich auch nicht mehr jung an Jahren, ist mir doch die Sehnsucht geblieben, dass unsere Welt, die einzige, die wir haben, ein bisschen heiler wird, dass Menschenwürde geachtet wird und wir irgendwann einmal gerne miteinander teilen. Mir ist die Sehnsucht auch für mich ganz persönlich geblieben, dass Frieden mein Herz durchflutet und ich mich getragen weiß. In diesen Anliegen reicht meine Sehnsucht. Ich muss keine Worte suchen und finden, um Gott zu sagen, dass ich und unsere Welt nach seinem Heil rufen, manchmal sogar schreien.

Ich bete auch mit dem einen oder anderen Stoßseufzer und Stoßgebet. Ich merke das gar nicht mehr, so sehr gehört es zu mir, Gott durch eine unendlich verkürzte Konversation in mein Leben hineinzuholen. Dass ich immer mal wieder »Ach, Herr« seufze oder »Wie soll das gehen, Herr«, erfahre ich von denen, die mit mir auf einer Reise das Zimmer teilen. Sie halten mich dann vermutlich für ein bisschen verrückt. Aber das ist nicht schlimm.

Am Ende meines kurzen Gedankenspiels zur Balance von Arbeit und Gebet in meinem Leben und vielleicht auch im Leben des einen oder anderen Mitbruders kann ich nur sagen: »Ich weiß es nicht, ob die Balance stimmt«, und »Ein bisschen mehr Gebet könnte ich ganz sicher vertragen.«





Aus der Bahn geworfen

Was wir vom Stehaufmännchen lernen können

Wunibald Müller

Wenn es mir seelisch nicht gut geht oder ich mich in einer Krise befinde, kann sich darin meine Seele melden. Sie will mir dann sagen: Irgendetwas in deinem Leben läuft in die falsche Richtung. Willst du, dass es dir wieder besser geht, musst du eine Korrektur vornehmen. Du bist ins Schleudern gekommen, weil der Boden, auf dem du dein Leben aufgebaut hast, ins Wanken geraten ist.

Mir fallen hier unzählige menschliche Schicksale ein, Beziehungen, Lebensentwürfe, wichtige Vorhaben, die scheitern. Oder ich denke an das Scheitern vieler Ehen, an die Priester, die ihr Priesteramt aufgegeben haben, an Ordensleute, die ihren Orden verlassen haben. An die seelischen Schmerzen, die Scham, die Enttäuschungen, die Verzweiflung, die oft damit einhergehen.

Solche krisenhaften Situationen können uns an den Rand unserer Möglichkeiten bringen. Sie können uns überfordern, sodass wir auf der Strecke bleiben. Solche Krisen können sich aber auch als eine Chance erweisen, die uns am Ende zum Beispiel in eine größere Unabhängigkeit führen oder mit dazu beitragen kann, dass wir wieder etwas mehr von unserem Lebenstraum verwirklichen, weil wir uns unter Schmerzen von einem Projekt, einem Menschen verabschiedet haben, der uns daran gehindert hat, erfüllt zu leben. Manchmal gehen wir aus solchen Krisen auch demütiger hervor, weil sie von uns verlangt haben, vom hohen Ross überzogener

und unrealistischer Erwartungen herabzusteigen – und uns zu erden. Krisen können so gesehen auch als ein Aufruf verstanden werden, genauer auf unser Leben zu schauen und gegebenenfalls Korrekturen vorzunehmen, um wirklich in Verantwortung uns und anderen gegenüber unser Leben zu leben.

Bei der Bewältigung der Krise kann uns eine innere Stärke von großer Hilfe sein, die manchmal gerade durch eine Krise in uns sozusagen aufgeweckt wird und uns zur Verfügung steht. Diese innere Kraft bezeichnet man auch als Resilienz, ein Begriff, der aus der Werkstoffphysik stammt und die Fähigkeit von elastischem Material bezeichnet, nach extremer Belastung wieder in die Ausgangslage zurückzuschnellen. Im Rahmen der psychotherapeutischen und spirituellen Begleitung steht Resilienz für die Fähigkeit, die wir von einem Stehaufmännchen kennen, das sich von selbst immer wieder in eine aufrechte Lage bringen kann. Diese Kompetenz zeichnet jene Personen aus, die bei schwierigen, herausfordernden Situationen, wie wir sie in einer Krise vorfinden, nicht in Lähmung verfallen, sondern biegsam und flexibel bleiben. Sie sind dadurch in der Lage, entsprechend den gerade gegebenen Möglichkeiten auf die Situation zu reagieren und einzuwirken.

Das verlangt von ihnen – statt wie gebannt, erstarrt, zur Unbeweglichkeit verdonnert, das angebliche Schicksal über sich ergehen zu lassen – in Bewegung zu bleiben, sich hin- und herzubewegen, zu jonglieren, immer wieder neu herauszufinden, was gerade jetzt der nächste Schritt sein kann. Sie versagen sich, ewig lang Probleme zu wälzen. Sie halten sich nicht damit auf, sich auf Fehlersuche zu machen, sondern gehen auf Schatzsuche, indem sie den Blick auf das richten, was sie weiterbringt, was sich in der Vergangenheit bei der Bewältigung von Problemen und Konflikten z. B. bei Ausübung des Berufes, im Zusammenleben in der Partnerschaft, in der Gemeinschaft bewährt hat. Sie umarmen, was ihnen weiterhilft.

Probleme seien wie andauerndes Regenwetter, meint der Psychologe Arnold Retzer. Da könne man, so meint er weiter, Sonnentänze vollführen, Tieropfer bringen, beten. Das alles nütze nichts. Die Zeit lasse sich besser nutzen, um Regenkleidung zu besorgen oder in den Süden zu fliegen. Freilich, so würde ich meinen Kollegen Arnold Retzer ergänzen, ein Beten, bei dem wir dem lieben Gott nicht die Drecksarbeit überlassen, sondern das dazu ermutigt, die uns von ihm geschenkten Ressourcen zu nutzen, kann sich sehr wohl als eine große Hilfe erweisen. Dazu zählt auch die Fähigkeit, beweglich, elastisch zu bleiben, jonglieren zu können, spielerisch mit schwierigen Situationen und dem Leben umzugehen. ■



Br. Christian OSA

Balancieren mit Augustinus

Ein Tutorial

»Eine heil'ge Regel schriebst du
tu de tua machorum
Als der Liebe festes Band,
sanctam scribis regulam,
Alle, die dein Wort befolgen,
quam qui amant et sequuntur,
Nimmst du liebend an der Hand,
viam tenent regiam,
Führst auf kühnen Höhenwegen
atque tuo sancto ductu
Sie ins ew'ge Vaterland.«
Redeunt ad patriam.»

Irgendwie fasziniert mich diese Strophe aus dem Augustinushymnus seit langem. Besonders die »kühnen Höhenwege« haben es mir angetan. Nach einer lateinischen Vorlage hat sie ein Mitbruder, P. Marianus Henke († 1996), ins Deutsche übersetzt – oder besser: im Deutschen nachgedichtet. Denn gerade die »kühnen Höhenwege« gehen auf sein Konto. Im Urtext steht da die *via regia*, die »königliche Straße«. Das waren Straßen, die unter dem Schutz des Königs standen und den Reisenden eine sichere Fahrt gewähren sollten. Reisen war ja gefährlich genug. Kein Wunder also, dass sich die Brüder damals auf einer königlichen Straße wähnen wollten, die sie auf ebenem Pfad sicher zurück ins Vaterland führen sollte.

Ganz anders das Bild, das P. Marianus gewählt hat: kühne Höhenwege statt vierspurig ausgebauter Bundesstraßen. Ob Marianus Bergsteiger war? Jedenfalls spricht mich seine Version mehr an. Sie ruft in mir die Bilder von schmalen Graten hervor und weckt die Sehnsucht nach (zugegebenermaßen gemäßigt) kühnen Höhenwegen. Dass ich diese Höhenwege dann stets mit der leichten Furcht im Nacken begehe, das mit dem ew'gen Vaterland könnte doch etwas schnell gehen, steht auf einem anderen Blatt. Wenn eine Höhentour aber so gar keine »ausgesetzten« Stellen bringt, bei denen man sich besser vorsieht, ist es auch nichts.

Augustinus könnte an den »kühnen Höhenwegen« wohl auch seine Freude haben. Denn seine Ordensregel scheint geradezu eine Anleitung zum kunstvollen Balancieren auf solchen Höhenwegen zu sein. Der »Bergführer« Augustinus behauptet nämlich nie, dass der Abgrund nur auf der einen Seite lauert und man sich deshalb ganz fest auf die andere Seite lehnen muss, um vor dem Sturz sicher zu sein. Im Gegenteil: Die Abgründe, so sein Credo, lauern auf beiden Seiten, und Augustinus wendet geradezu kriminalistischen bzw. psychologischen Spürsinn an, um verborgene Abgründe auszuleuchten und so vor ihnen zu warnen. Lust auf eine kleine Probe-Gratwanderung mit Augustinus am Seil?

Eine erste Engstelle erwartet uns beim Einstieg ins Klosterleben. Für Klosterleute gehörte und gehört bis heute dazu, auf persönliches Eigentum zu verzichten (leichtes Gepäck!). Augustinus empfiehlt, das Vermögen beim Eintritt ins Kloster der Gemeinschaft zur Verfügung zu stellen (vgl. *Regel, Kap. 1*). So weit, so einfach. Wer aber glaubt, mit dem Wegschenken des Vermögens sei er auf der sicheren Seite, der

wird von Augustinus sogleich auf den nächsten Abgrund aufmerksam gemacht: der Hochmut! Denn jetzt »dürfen sie nicht überheblich werden ... Sonst könnten sie dem Hochmut eher zum Opfer fallen, wenn sie der Gemeinschaft Anteil an ihrem Reichtum gewähren, als wenn sie ihn selber in der Welt genießen würden ... Und welchen Sinn hätte es, sein Vermögen an die Armen zu verteilen und selbst arm zu werden, wenn das Wegschenken des Reichtums einen Menschen noch hochmütiger machen würde als der Besitz eines großen Vermögens?« (ebd.) Was unser Führer hier am Beispiel des Vermögens verdeutlicht, gilt genauso für alle anderen guten Taten: Der gefährlichere Abgrund lauert genau auf der vermeintlich sicheren Seite der guten Werke – wo man nicht damit rechnet. Augustinus hat deshalb sogar einen tollkühn erscheinenden Rat für den Notfall: »Besser böse Taten, die zur Demut, als gute, die zum Hochmut führen.« (en. ps. 93,15) Im Seil zu hängen und zu erfahren, dass man es aus eigener Kraft nicht schafft, sondern auf Hilfe – »Gnade« – angewiesen ist, kann eine heilsame Erfahrung sein. Und keine Angst, Gottes Seile reißen nicht ...

Wenn ich mir manche Leute anschau, die mit großem Einsatz viel Gutes tun – für die Umwelt, für eine offene Gesellschaft –, dabei aber ein von jedem Selbstzweifel unangekränkelt Gefühls der eigenen moralischen Überlegenheit vor sich hertragen, dann, ja dann ... spüre ich einen festen Griff am Kragen: Schau auf deine eigenen Füße! Augustinus erinnert mich etwas unsanft daran, dass seine Regel ein »Spiegel« sein soll, und in einem Spiegel sieht man – sich selbst: »Ihr könnt darin sehen, ob ihr etwas vernachlässigt oder vergesst ...« (*Regel, Kap. 8*)

Wenn das mit dem Vermögen so gefährlich ist – sogar noch beim Wegschenken –, haben es dann nicht die besser, die von Anfang an nichts haben, zumal Augustinus großen Wert darauf legt, dass jeder das bekommt, was er braucht? Unser Bergführer schüttelt den Kopf: »Man soll sich nicht schon deshalb glücklich schätzen, weil man jetzt Nahrung und Kleidung bekommt, wie man es draußen nicht hätte erreichen können« (ebd., Kap. 1), kurz: weil man materiell gut abgesichert ist und einen doch relativ ansprechenden Lebensstandard hat. Was für die materiellen Dinge gilt, gilt übrigens auch für die Beziehungen: die Kreise, in denen man als Ordensmann verkehren kann, die Kontakte, die sich ergeben, die Türen, die sich auftun ...

Ob auch dieser Hinweis ein Echo außerhalb der Klostermauern findet, in anderen Lebensformen, Beziehungen und Berufen? Jedenfalls ruft er dazu auf, die eigene Motivation einer peniblen Prüfung zu unterziehen. Da kommt manchmal ein ganz schöner Materialmix zum Vorschein, und ich fürchte, dass Gewohnheit und Bequemlichkeit oft nicht die kleinsten Anteile ausmachen. Die Frage, was davon (noch) trägt und wovon man abhängig sein möchte, was man abschneiden und was man wieder fester knüpfen will, ist elend unbequem, aber sie schadet nicht.

Ach ja, noch eine Herausforderung: Wer mit Augustinus unterwegs ist, ist nicht mit ihm allein unterwegs, sondern eingebunden in eine ganze Seilschaft von Dicken und Dünnen, Jungen und Alten, Wagemutigen und Ängstlichen. Die einen sind schnell unterwegs, die anderen langsam, die einen wollen hoch hinaus, die anderen lieber den sicheren Weg auf halber Höhe gehen. Fast hätte ich noch gesagt: Viele wissen (besser), wo es langgeht, aber dann ist mir doch der Spiegel wieder

eingefallen, und ich schaue brav auf meine eigenen Füße. Aber das kann ich sagen: auf jeden Fall eine bunte Truppe. Ich kann mir vorstellen, uns aus der Ferne unterwegs zu sehen kann manchmal ziemlich erheiternd sein. In der Seilschaft selbst unterwegs zu sein kann es auch. Manchmal. Manchmal auch nicht.

Augustinus empfiehlt dann: viel, viel Seil! Oder in seinen Worten: *»Ihr seid nicht alle gleich!«* (ebd.) Was Augustinus auf die Fitness bezieht, gilt in vielerlei Hinsicht: Der eine braucht – und bekommt – *»etwas mehr an Speise oder Kleidung, ein besseres Bett oder zusätzliche Bettdecken«* (ebd., Kap. 3) oder was sonst dergleichen ist. Mit den verschiedenen Bedürfnissen umzugehen ist manchmal nicht leicht. Unser Führer wirbt um Verständnis und Rücksichtnahme: Vielleicht strengen die, die nicht so anspruchslos sind, sich für ihre Verhältnisse ja schon an (vgl. ebd.) – mehr vielleicht als du, dem das eine oder andere leichter fällt. Und: Gibt es nicht auch Punkte, wo andere mit dir nachsichtig sein müssen und sind, vielleicht ohne dass du es merkst?

Trotzdem muss ich es mir immer wieder ins Gedächtnis rufen: *»Ihr seid nicht alle gleich!«* Eine homogene, uniformierte Truppe mag attraktiv erscheinen, aber das sind wir nicht. Es ist vor allem nicht einmal unser Ideal! Wir sind keine Kompanie, sondern eine um Gottes willen versammelte Gemeinschaft auf dem Weg. Verschiedene Schrittlängen, Geschwindigkeiten und Wege gehören da dazu, weil jeder in seiner eigenen Gangart etwas von der Fülle und dem Reichtum Gottes widerspiegelt. *»Tempel Gottes«* (ebd., Kap. 1), sagt Augustinus dazu. Dass dabei jeder seinen eigenen Schritt und Weg suchen muss, gehört dazu, ebenso wie zu lernen, dass der eigene Weg nicht der des Mitbruders ist. Dem anderen seinen Raum zu lassen und dennoch gemeinsam unterwegs zu bleiben, das ist vielleicht der größte Balanceakt augustinischen Lebens. Viel Seil ...

Klingt das anstrengend? Wenn ja: Das klingt nicht nur so, das ist es auch. Aber es lohnt sich und macht – mir zumindest – Freude. Denn es ist trotz aller Abgründe kein verbissenes, ängstliches Festklammern über dem Abgrund, sondern ein freies Ausschreiten, manchmal vielleicht sogar ein kunstvoll-unbeschwertes Balancieren. Mit *»freien Männern unter der Gnade«* (ebd., Kap. 8) will Augustinus ja unterwegs sein. Der letzte Grund für diese Freiheit ist nicht unser Bergführer Augustinus, sondern der, der den Weg nicht nur zeigt, sondern der der Weg selber ist und die *»kühnen Höhenwege«* zur *via regia*, zur königlich-sicheren Straße macht. Denn *»es war Gott zu wenig, seinen Sohn zum Wegweiser zu machen, er machte ihn zum Weg.«* (en. ps. 109,2)



Provinzkapitel 2019

Alle vier Jahre feiert die deutsche Augustinerprovinz ihr Provinzkapitel, das in etwa einer ›Generalversammlung‹ vergleichbar ist: Die Provinz- und Konventsämter werden neu vergeben, die Konvente neu besetzt, wichtige Weichenstellungen für die nächsten vier Jahre getroffen. In den Monaten von April bis Juli war es wieder soweit: In drei Sitzungsperioden wurde Kapitel gefeiert.

Plenarkapitel

Das Provinzkapitel 2019 war dabei eine Premiere. Wie vor vier Jahren beschlossen, wurde es erstmals als sogenanntes ›Plenarkapitel‹ gefeiert: Nicht mehr nur gewählte Delegierte der Konvente nahmen an den ersten beiden Sitzungsperioden teil, sondern alle Brüder der Provinz, soweit sie nicht aus Alters- oder Krankheitsgründen um Dispens gebeten hatten. Mehr Teilhabe an den Prozessen und Entscheidungen in der Provinz, so lautet das Ziel dieser Entwicklung.

Provinzialwahl ...

In der Osterwoche, 22.–25. April, fand in Himmelspforten bei Würzburg der erste Teil des Kapitels statt, die Wahl des Provinzials und das Arbeitstreffen. Nach einem geistlichen Tag erfolgte zunächst die Wahl des neuen Provinzials. Bereits der erste Wahlgang – die Eröffnung und Auszählung der von allen Brüdern per Brief ans Kapitel eingesandten Stimmzettel – erbrachte die notwendige Mehrheit. Zum neuen Provinzial der deutschen Provinz wurde P. Lukas Schmidkunz gewählt. Nach der Wahl versammelten sich die Brüder zum Dankgebet in der Kapelle und tauschten mit ihrem designierten Provinzial den Friedensgruß. In den folgenden Tagen wurde über die Lage und die Entwicklung der Provinz, ihrer Einrichtungen und der einzelnen Klöster ebenso beraten wie über die an das Kapitel gerichteten Anträge.

... und Amtsübergabe

In der Pfingstwoche, 10.–14. Juni, folgte der zweite Teil des Kapitels, das sogenannte Wahl- und Entscheidungskapitel I, im Caritas-Pirckheimer-Haus in Nürnberg. In einer Messfeier in der Kirche St. Klara fand nun die Übergabe des Provinzialates statt. Nach acht Jahren – der von den Konstitutionen festgesetzten Höchstdauer –



gab der bisherige Provinzial P. Alfons Tony mit dem Provinzsiegel sein Amt in die Hände von P. Franz Klein, dem Präses des Kapitels, zurück. Der neugewählte Provinzial P. Lukas Schmidkunz legte daraufhin das Glaubensbekenntnis ab, wurde von P. Franz in das Amt des Provinzials eingeführt und nahm als Zeichen seines Amtes das Siegel entgegen.

Provinzleitung

Anschließend erfolgte die Wahl der Provinzräte, die zusammen mit dem Provinzial für die Leitung der Provinz zuständig sind, des Provinzsekretärs und des Provinzprokurators (s. Übersicht S. 26). Beim Generalkapitel, das im Sommer in Rom die Vertreter des Gesamtordens zusammenführen wird, wird P. Matthias Hecht als Generaldefinitor den Provinzial begleiten.

Sexueller Missbrauch: Aufarbeitung und Prävention

In den folgenden Tagen standen die Sachentscheidungen an. Bereits beim Arbeitstreffen zu Ostern hatte der externe Missbrauchsbeauftragte der Provinz, Dipl.-Psych. Theo Kellerhaus, einen Zwischenbericht vorgelegt, der alle bekannt gewordenen Fälle sexuellen Missbrauchs seit 1945 ebenso dokumentierte wie die von der Provinz vorgenommenen Schritte der Aufarbeitung. Die Dokumentation zeigt, dass auch in unserer Provinz sexueller Missbrauch durch Mitglieder des Ordens stattgefunden hat. Die letzten bekanntgewordenen Fälle datieren dabei aus den 1980er Jahren. Das Kapitel bekräftigte nun: *»Als Gemeinschaft der Augustiner übernehmen wir anlässlich dieses Berichts noch einmal ausdrücklich die Verantwortung und bitten die Opfer und Geschädigten aufrichtig um Entschuldigung für erlittenes Leid.«* Zudem beschloss das Kapitel, die in den vergangenen Jahren in Kraft gesetzten Leitlinien, Schutz- und Präventionsvereinbarungen zusammen mit einem Vorgehensplan zu einem umfassenden Schutzkonzept auszuarbeiten. Ebenso wird es neben dem externen Missbrauchsbeauftragten auch einen internen Präventionsbeauftragten geben.



Standortentscheidungen

Seit dem Jahr 2013 leben Mitbrüder unserer Provinz in Erfurt, um dort Tätigkeitsfelder und die Möglichkeit für eine dauerhafte Präsenz zu sondieren. In den letzten Jahren hat sich eine enge ökumenische Zusammenarbeit mit der evangelischen Gemeinde der Reglerkirche herausgebildet. Das Kapitel beschloss, die Präsenz unseres Ordens in Erfurt fortzuführen, und empfahl der Provinzleitung, nun einen kanonischen Konvent, d. h. eine offizielle Niederlassung, zu errichten. Ebenso empfahl das Provinzkapitel, auch unsere Klöster in Berlin und Fährbrück zu erhalten und die Niederlassung in Berlin – soweit möglich – personell zu verstärken.

Neubesetzung der Konvente und Ämter

Vom 18. bis 20. Juli versammelte sich dann der Provinzrat zum dritten Teil des Kapitels, dem Wahl- und Entscheidungskapitel II. Auf dem Programm standen nun vor allem die Besetzung der Konvente und die Neuwahl der Prioren – der Hausoberen – und der Prokuratoren, der für die materiellen Belange der Konvente zuständigen Brüder (s. Übersicht S. 26). Auch die übrigen Provinzämter – die Magister von Postulat, Noviziat und Juniorat, der Provinzarchivar etc. – wurden gewählt, Kommissionen neu besetzt und eine Vielzahl sonstiger Aufgaben vergeben.

Abschied von Germershausen ...

Wie bei den vorherigen Sitzungsperioden bereits absehbar war, ergab sich aus der Neubesetzung der Konvente auch eine schmerzliche Entscheidung: Das Kloster in Germershausen auf dem Eichsfeld wird nicht mehr besetzt, der Generalprior wird um die offizielle Aufhebung dieses Konventes gebeten. Nach 155 Jahren augustini-scher Präsenz heißt es nun, Abschied von Germershausen zu nehmen.

... und Neubeginn in Erfurt

Umgekehrt wurden die notwendigen Schritte unternommen, um aus unserer provisorischen Niederlassung in Erfurt einen offiziellen Konvent zu machen: Die Zustimmung des Ortsbischofs wird erbeten und, wenn diese vorliegt, der Generalprior um die offizielle Errichtung des Konventes gebeten. Vielleicht kann dann gegen Ende des Jahres neben dem Abschied auch ein augustinischer Neubeginn gefeiert werden ...



Berlin

P. Helmut Lückhoff (*Prior*) | P. Matthias Hecht (*Prokurator*) | P. Ansgar Wehr | P. Benno Friedrich

Erfurt

P. Jeremias Kiesel (*Postulatsmagister*) | P. Pius Wegscheid

Fährbrück

P. Jakob Olschewski (*Prior*) | P. Edmund Popp (*Prokurator*) | P. Marcellus Jähnel | P. Romuald Grzonka | Br. Adalbert Müller

Münnerstadt | St. Josef

P. Wilfried Balling (*Prior*) | P. Manfred Jasper (*Prokurator*) | P. Anton Täuber | Br. Reinhard Sniegocki | P. Markus Reis | P. Rudolf Götz

Münnerstadt | St. Michael

P. Gregor Hohmann (*Prior*) | P. Arno Meyer (*Prokurator*) | P. Gisbert Kreß | Br. Antonius Kümmerth | Br. Josef Schäfer

München | Maria Eich

P. Matthäus Klein (*Prior, Noviziatsmagister*) | P. Felix Meckl (*Prokurator*) | P. Alfred Issing | Br. Franz Unterburger | Br. Christian Rentsch | Br. Damian Link (*Novize*)

Provinzleitung

Provinzial: P. Lukas Schmidkunz

Provinzräte:

P. Alfons Tony | P. Jeremias Kiesel | Br. Christian Rentsch | Br. Marcel Holzheimer

Provinzprokurator: Br. Peter Reinl

Provinzsekretär: Br. Christian Rentsch

Würzburg | St. Augustin

P. Alfons Tony (*Prior*) | Br. Marcel Holzheimer (*Prokurator*) | Br. Carsten Meister (*Ökonom*) | P. Christoph Weberbauer | P. Jochen Wawerek | P. Raimund Klinke | P. Dominik Wernicke (*Junioratsmagister*) | Br. Jürgen Heß | Br. Peter Reinl | Br. Michael Clemens | Br. Philipp Katzenberger

Würzburg | St. Thomas

P. Alfons Tony (*Prior*) | P. Amandus Haas | P. Petrus Mayer | P. Albrecht Herrmann | Br. Bernhard Gahm | P. Willigis Eckermann | P. Rainer Nörthen | P. Clemens Nöth | P. Ottokar Pfeuffer | P. Ulrich Müller | Br. Eugen Alban | Br. Nikolaus Münch | Br. Wilhelm Beck

Würzburg | Provinzialat

P. Lukas Schmidkunz (*Provinzial, Ausbildungsleiter*)

Rom

P. Franz Klein (*Generalökonom*)

Ndendule (DR Kongo)

P. Ferdinand Bodensteiner

Ein Blick zurück

P. Alfons OSA

Acht Jahre nach meiner Wahl zum Provinzial der Bayerisch-Deutschen Provinz der Augustiner endete mit dem Provinzkapitel meine Amtszeit als Provinzial. Nachdem in der Osterwoche auf dem ersten Teil des Provinzkapitels schon P. Lukas Schmidkunz zum neuen Provinzial gewählt worden war, fand in der Pfingstwoche auf dem sogenannten Entscheidungskapitel I nun die Amtsübergabe statt. In einem symbolischen Akt legt der alte Provinzial das Siegel der Provinz zurück in die Hände des Präses des Kapitels, der dieses dann dem neuen Provinzial übergibt und ihn so in seinem verantwortungsvollen Amt bestätigt.

Wenn ich nun auf die acht Jahre meiner Amtszeit als Provinzial zurückschaue, dann tue ich das in Dankbarkeit. Dankbar bin ich für alle Unterstützung durch die Brüder in ganz unterschiedlichen Aufgaben und Funktionen, für jede Anregung und Kritik, für die Suchbewegungen im Provinzrat und bei den Provinzversammlungen und für den Weg, den wir miteinander gegangen sind. Sicher gab es auch Herausforderungen und Überraschungen, denen wir uns als Gemeinschaft stellen mussten. Nicht alles ist so gelaufen, wie ich mir das zu Beginn meiner Amtszeit vorgestellt hatte – zum Glück, würde ich heute sagen. Denn auch wenn Entscheidungen wie die Auflösung des Konvents in Messelhausen oder die Schließung des Jugendhauses am Dicken Turm in Münnerstadt für viele Mitbrüder wie auch für die Menschen schmerzhaft und enttäuschend waren, so wurden wir doch auch ermutigt, Neues zu wagen und immer wieder erneut aufzubrechen. Dabei haben wir uns in der Provinzleitung bei anstehenden Entscheidungen von sechs Thesen leiten lassen, die wir zusammen mit unserem Prozessbegleiter Markus Schwemmler bei einer ersten Klausur erarbeitet hatten.

Als erstes Kriterium benannten wir, Rahmenbedingungen schaffen zu wollen, die in unseren Konventen und bei Versammlungen ein »Leben in Gemeinschaft, getragen von geteilter Verantwortung und verbindlichen Absprachen« stärken und fördern sollten. Ein Mehr an persönlichem Miteinander und an Teilhabe an Entscheidungsprozessen konnte durch die Provinzversammlungen und durch die Einführung unserer Provinzkapitel als Plenarkapitel, an dem alle Mitbrüder teilnehmen, erreicht werden.

Mit einem zweiten Leitgedanken war es uns wichtig, eine Willkommenskultur und eine Offenheit jungen Männern gegenüber zu fördern, die sich für unsere Le-

bensweise als Augustiner interessieren und auf der Suche nach dem Anruf Gottes für ihr Leben sind. »Menschen kommen und treten unserer Gemeinschaft bei«, nannten wir dieses Leitmotiv. Dass wir in den letzten Jahren immer wieder junge Männer in das Postulat und das Noviziat aufnehmen konnten und sich diese mit dem Professversprechen an unsere Gemeinschaft gebunden haben, erfüllt mich mit Freude und Dankbarkeit.

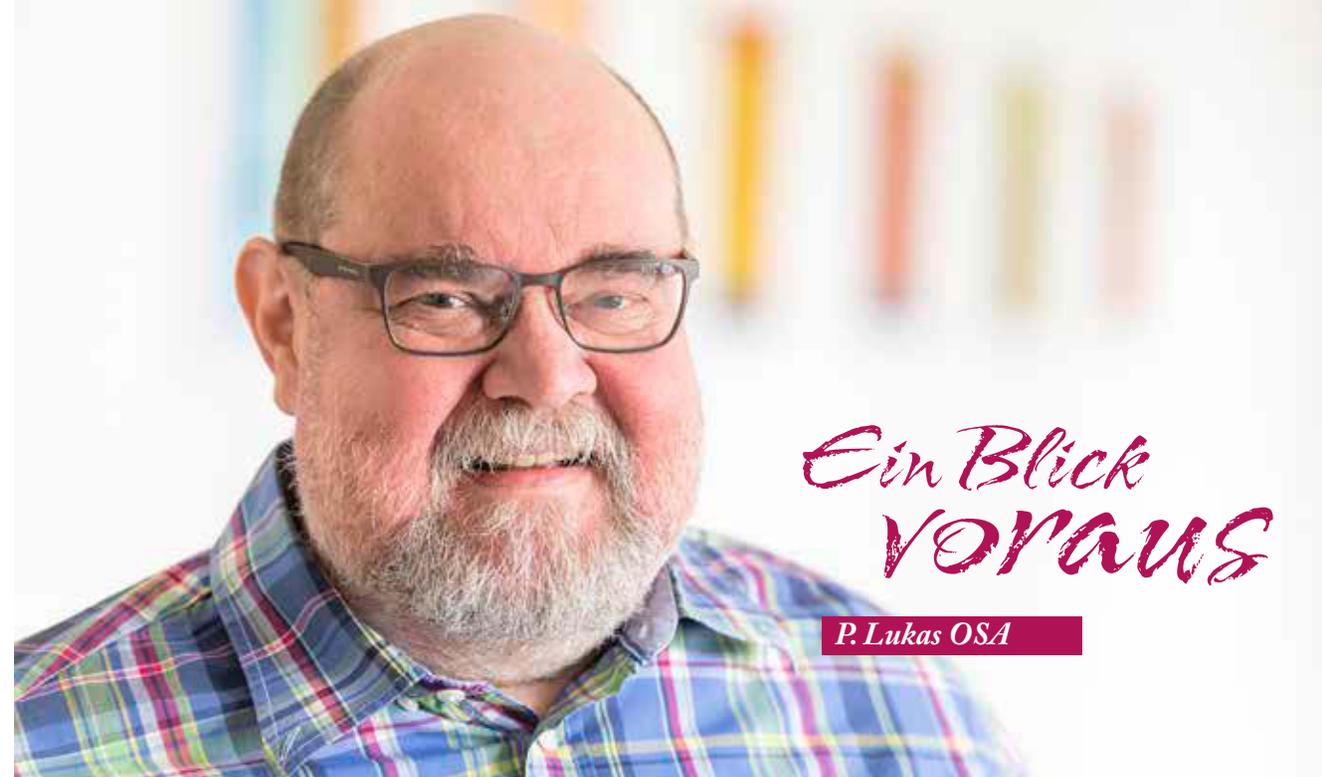
Ein drittes Leitmotiv zeigt, dass wir als Augustiner »Orte und Räume schaffen für Menschen«, für die wir da sein wollen und mit denen wir uns auf die Suche nach Gott und einem verantworteten Leben machen wollen. Mit unserer neuen Kommunität in Erfurt hatten wir den Mut, in eine Stadt zu gehen, in der die Christen deutlich in der Minderheit sind, und Möglichkeiten auszuloten, wie wir uns als kleine spirituelle Gemeinschaft dort einbringen könnten. Dass diese Suchbewegung uns zu einem partnerschaftlichen Miteinander mit der evangelischen Regler-Gemeinde geführt hat, steht uns als der Ordensgemeinschaft, der Martin Luther angehörte, gut an.

Das vierte Motiv »Miteinander auf dem Weg sein« sollte uns immer wieder daran erinnern, unsere Existenz als Augustiner dynamisch zu verstehen und aktiv zu gestalten. Dazu gehören Abschiede von alten und bisher selbstverständlichen Formen unseres Lebens ebenso wie die Suche nach neuen Wegen und der Mut zum Aufbruch.

Auch wenn wir als Ordensgemeinschaft in Deutschland kleiner werden, war es es doch wichtig, »Vielfalt zu erhalten und Charismen zu stärken« und dies als fünftes Leitmotiv für unser Handeln zu benennen. Das bedeutet, den Einzelnen in seinen von Gott geschenkten Begabungen ernst zu nehmen, zu fördern und für unser Leben in Gemeinschaft und für unser Engagement für die Menschen fruchtbar werden zu lassen.

Schließlich galt es mit einem sechsten Grundgedanken, unsere personellen und wirtschaftlichen Möglichkeiten realistisch im Blick zu behalten, aber eben auch »neue Ressourcen und Potentiale zu erschließen«. Dies ist von grundlegender Bedeutung für unsere zukünftige Präsenz als Augustiner in Deutschland wie auch für unser Engagement zugunsten des Vikariats der Augustiner in der Demokratischen Republik Kongo.

»Wir müssen wachsen und voranschreiten«, sagt Augustinus in einer Predigt zu Psalm 131. »Vom Voranschreiten selbst sagt ja der Apostel: Auch wenn unser äußerer Mensch aufgerieben wird, der innere wird Tag für Tag erneuert. Lasst uns also nicht so voranschreiten, dass wir aus Neuen Alte werden, sondern dass unser Neusein immer mehr wächst.« Dass wir als Ordensgemeinschaft in den zurückliegenden Jahren miteinander auf dem Weg waren und einen Prozess der Erneuerung gestalten konnten und dass ich mich in meiner Rolle als Provinzial hier mit einbringen durfte, erfüllt mich mit Freude und Dankbarkeit. Gleichzeitig trete ich gern zurück in die Reihe der Brüder, wissend darum, dass bei P. Lukas als neuem Provinzial die Gestaltung der Zukunft der deutschen Augustinerprovinz in besten Händen ist.



»Lasst uns also nicht so voranschreiten, dass wir aus Neuen Alte werden, sondern dass unser Neusein immer mehr wächst.« Mit diesem Zitat aus der Predigt zu Psalm 131 von Augustinus, das P. Alfons an das Ende seines Rückblicks gestellt hat, möchte ich beginnen. Klar haben wir die alltägliche Erfahrung vor Augen, dass alles, was einmal neu war, irgendwann einmal alt sein wird. Das betrifft die Welt alles Gegenständlichen ebenso wie die Welt der Gedanken und Ideen und auch uns Menschen selbst. Jeder Mensch altert – ganz von selbst, denn die Zeit vergeht.

Was bedeutet das aber für eine Ordensgemeinschaft, die seit Jahrhunderten besteht und weiterwill in eine offene und positive Zukunft? Da wird das Zitat des Ordensvaters bedeutsam. Es ist wichtig, alles Erreichte zu sehen, zu würdigen und wertschätzend wahrzunehmen. Und dann ist es ebenso wichtig, das alles nicht abzulegen, zu deponieren und zurückzulassen – denn dann würde es irgendwann einmal alt sein und in die Rede einfließen, in der wir berichten, wie es früher war. Es ist wichtig, all das mitzunehmen, es immer neu dem neuen Tag auszusetzen. Es gilt zu prüfen, was trägt und weiterführt, und es gilt, ganz neu und vielleicht anders zu machen und zu denken, was der Überprüfung nicht mehr standhält.

Das Provinzkapitel hat diesen Prozess zum Teil begonnen und geleistet und der neuen Provinzleitung einiges mit auf den Weg gegeben. Von unserer Präsenz in Germershausen werden wir uns demnächst verabschieden müssen. Es ist der schmerzliche Weg, den wir schon so oft gegangen sind und der dennoch oder gerade deswegen kein ausgetretener Weg geworden ist. Zugleich haben wir aber auch Perspektiven für Neues bekommen. Sie betreffen Berlin, das wieder Stärkung erfahren soll, und auch Erfurt, wo die Gründung eines »ordentlichen« Konventes geprüft und bei positivem Ergebnis durchgeführt werden soll. Nicht zuletzt können wir erfahren und weiter darauf hoffen, dass junge Männer den Weg zu uns finden und mit uns Glauben und Leben teilen wollen.

Es werden sich mir und der neuen Provinzleitung, der auch P. Alfons wieder angehört, so manche Herausforderungen auftun. Ich trage in mir die Zuversicht, dass wir all diesen Herausforderungen so begegnen können, dass das Neue immer mehr wachsen kann. Ja, wir werden um so manchen Abschied – auch von Brüdern, die uns ins Leben vorausgehen werden – nicht herumkommen. Zugleich tritt eine Zukunft vor mein geistiges Auge, in der ich Verlebendigung und Dynamik sehen kann. Unsere Mittel und Möglichkeiten mögen begrenzt sein. Das kann nicht verhindern, dass unsere Hoffnung grenzenlos sein darf. Wir werden »wachsen und voranschreiten«, denn uns trägt eine gemeinsame Hoffnung als Menschen, die um Gottes willen zusammen sind.



Br. Marcel OSA

» Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe? «

Im Laufe der letzten zwei Jahre hatte ich dreimal die Möglichkeit, zusammen mit meinen Mitbrüdern in die Demokratische Republik Kongo zu reisen – insgesamt fünf Wochen Unterwegssein in einem mir noch fremden Land dieses Erdenrunds, Begegnungen mit Menschen, deren Kultur ich versuche allmählich zu verstehen, Konfrontiertwerden mit einem politischen System, das mir aus der bloßen Beobachtung heraus »gegen den Strich geht«. Ich sehe Bilder, schaue in Gesichter, höre Stimmen und Geschichten, die ich mir nie hätte erträumen können oder wollen – ich möchte in manchen Situationen einfach nur aufschreien, den Kopf schütteln, Tränen vergießen, meiner Sprachlosigkeit irgendeinen Ausdruck verleihen. Hin und wieder muss ich mich selbst vergewissern und mir klar darüber werden, dass das gerade Wahrgenommene bittere Realität ist. Die Demokratische Republik Kongo – ein Land der Disbalance?

Schon die Einreise in dieses Land birgt Überraschungen, und ich sage mir nicht selten: »Ich bin mal gespannt, was uns als nächstes erwartet und blüht.« Spätestens wenn ich am Tisch der Einwanderungsbehörde in Bunia (Provinzhauptstadt im Nordosten) sitze, die üblichen Fragen beantworte und mit fadenscheinigen Formalia konfrontiert werde, wenn mein Mitbruder mit dem nächsthöheren Vorgesetzten über die »Immigration« seiner Kamera diskutieren muss und das »nötige Kleingeld« über den Tresen wandern soll, merke ich, wie sich einerseits in mir dieses eigenartige Gefühl des Ausgeliefertseins breit macht und wie ich andererseits versuche, mich mit dem 121. Psalm wieder etwas ins Lot zu bringen: »Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe? Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.« Dieses Mantra bete ich auch, wenn wir mit einer kleinen Maschine von Amadi nach Dungu fliegen, wenn ich an eben Erlebtes denken muss und guten Mutes sein will, dass wir wieder sicher an unserem nächsten Ziel ankommen. Wir fliegen über den Uele, den zweitgrößten Nebenstrom des Kongo-Flusses, der sich durch Savanne und Wald zieht. Immer wieder stechen mir farbige Flecken ins Auge, Kleckse, die meinem laienhaften Blick verraten: Die gehören hier nicht hin! Der Abbau von Rohstoffen, die in diesem Land so reichlich und im Übermaß

vorhanden sind und seiner Bevölkerung eigentlich zu Fortschritt und einer Balance verhelfen könnten, hinterlässt seine Spuren. Von diesem Reichtum spüren die Menschen wenig bis nichts Positives: Der Abbau geschieht unter unmenschlichen und ungesunden Bedingungen, Ausbeutung und Korruption bestimmen auch hier den Alltag. Dass die Chemikalien das ökologische Gleichgewicht nicht begünstigen, ist eine bittere Realität und sorgt dafür, dass eines der Grundnahrungsmittel entweder vergiftet in die Bäuche der Menschen kommt oder mehr und mehr verschwindet. Leider muss ich feststellen, dass die korrupten Machthaber dieses Landes nur ihr eigenes Leben im Blick haben und dass der Einsatz für die Bevölkerung im Sinne einer Demokratie völlig fehlt, dass der Kuchen nur unter einigen wenigen aufgeteilt wird und der Rest mit der Disbalance leben muss.

In Dungu treffen wir auf Menschen, die für unsere AIDS-Beratungsstelle arbeiten und auf Menschen, die von der Arbeit dieser Einrichtungen profitieren. Die Zahlen sind schockierend: Fast sechs Prozent der Menschen sind mit dem HI-Virus infiziert, 90 % der Menschen, die in Dungu sterben, sind an AIDS erkrankt. Erst Mitte der neunziger Jahre wurde das Thema HIV/AIDS in der Hauptstadt Kinshasa zum Thema, es hat mehr als zehn Jahre gedauert, bis im Nordosten dieses Landes Licht ins Dunkel gebracht wurde und die Menschen mit den bis dato unbekanntem Syndromen eine Ahnung von dem bekamen, was hinter den Beschwerden steckt. Wieder sitze ich im Kreise engagierter Menschen, und das Zünglein meiner inneren Waage – in der einen Schale liegt die Begeisterung und Wertschätzung für die Arbeit und den Einsatz der Menschen, in der anderen liegt Sprachlosigkeit – sucht nach Stillstand. Ohne Erfolg. Dieses Zünglein sagt mir wieder einmal: Es ist sinnvoll und gut, dass wir diese Arbeit tun, dass wir die Menschen dabei unterstützen, wertvolle Aufklärungsarbeit zu leisten, in den Beratungsstellen für ratlose Personen da zu sein, Menschen zu testen und sie dabei zu begleiten, wieder einen Platz in Familie und Gesellschaft zu finden, mit der Krankheit zu leben, und in Selbsthilfegruppen die Plattform für den Austausch von Informationen zu bieten: Ja, die Einnahme der Medikamente in Verbindung mit Zucker beeinflusst die Lebensqualität immens – in positiver Weise.

Das Motto von Sr. Séraphine lautete von Beginn an: »Il faut dénoncer le SIDA!« – »Wir müssen AIDS bekämpfen!« Sie und viele andere Menschen leisten Großartiges im Kampf gegen das Virus und diese Krankheit, und sie setzen sich dafür ein, dass Menschen wieder aufgerichtet werden, dass dieser Seuche Einhalt geboten wird,





das Kinder HIV-positiver Eltern gesund zur Welt kommen und trotz der todbringenden Immunschwächekrankheit doch ein erträgliches Leben möglich wird.

Neben HIV und AIDS hält die Menschen dieser Region auch das Thema Flucht in ihren Fängen. Menschen aus dem Südsudan, Menschen aus den Reihen der LRA (*Lord's Resistance Army*), ehemalige Kindersoldaten suchen Zuflucht im Einzugsgebiet von Dungu. Unsere Mitbrüder setzen sich mit dem Neubau des *Centre Social St. Augustin* dafür ein, dass diese Kinder und Jugendlichen nicht alleine sind, dass sie entsprechend ihren Bedürfnissen begleitet sowie psychologisch und pädagogisch betreut werden und dass sie eine Schulbildung bekommen. Mit diesem Projekt wollen wir einen Beitrag dazu leisten, dass die Jugendlichen mit ihrer dramatischen Geschichte ihre Lebensgeschichte gut weiterschreiben können und die ›Waagschalen des Lebens‹ immer mehr zu einer Balance finden.

Wir fliegen wieder zurück nach Deutschland. Mein Kopf ist voller Eindrücke, und bei so mancher Geschichte werden meine Augen feuchter, als sie es für gewöhnlich sind. Mit meinem Verstehenshorizont ist vieles nur schwer oder gar nicht nachvollziehbar. Ich denke an viele der Menschen, denen wir begegnet sind: Menschen, die eine Vision haben und sich mit viel Gottvertrauen für eine bessere Zukunft einsetzen. Und es tauchen Menschen vor meinem geistigen Auge auf, denen die Hoffnungslosigkeit, die Resignation ins Gesicht geschrieben steht.

Auch wenn dieser gebeutelte Flecken Erde ein ›Fass ohne Boden‹ zu sein scheint und eine großflächige Balance fast den Eindruck einer Utopie macht: Die Menschen, die sich punktuell und kleinflächig im Bereich der Arbeit gegen HIV/AIDS, in der Arbeit mit Geflüchteten und ehemaligen Kindersoldaten, in Bildung, Gesundheit und Seelsorge für einen Ausgleich einsetzen, sorgen dafür, dass die Menschen dieses Landes eine Perspektive haben und eine Vision: Leben – schon jetzt und heute.



UN-Auszeichnung für den Klosterwald Maria Eich

Am 17. Mai wurde das Naturschutz-Projekt »*Eremiten im Klosterwald Maria Eich*« als offizielles Projekt der »*UN-Dekade Biologische Vielfalt*« ausgezeichnet. Der Wald um das Kloster ist Lebensraum für über 200 Käferarten, darunter 88 Arten der Roten Liste. Auch der äußerst seltene ›Rockstar der Totholzszene‹, der Juchtenkäfer oder Eremit (*Osmoderma eremita*), ist in den alten Eichen dort zu Hause. Eine Allianz verschiedener Akteure, darunter das Augustinerkloster, bemüht sich seit einigen Jahren um den Schutz dieses wertvollen Lebensraumes. Mehr Infos unter www.maria-eich.de/klosterwald.

Ein Postulant in Erfurt: Eynard Ueda

Seit Freitag vor Palmsonntag lebt Eynard Ueda in unserer Kommunität in Erfurt. Er ist 35 Jahre alt und möchte den Alltag in der Gemeinschaft erproben, um vielleicht Augustiner zu werden. Wenn er und wir ja sagen, könnte er im Spätherbst in Maria Eich bei München das Noviziat beginnen.

Eynard hat ein sehr spannendes und bewegtes Leben hinter sich. Schon bei der einfachen Frage »*Woher kommst du?*« wird es kompliziert. Seine Wurzeln liegen in Liechtenstein und der Schweiz, in Mexiko und Japan. Stationen seines Lebens führten ihn außerdem nach Portugal, Brasilien, Kanada und Bulgarien. Zum Glauben kam Eynard erst als Erwachsener: durch die Lektüre der Werke Augustins. »*Heute*«, sagt Eynard, »*ist der Glaube für mich Heimat!*«



Priesterweihe von Br. Marcel

Am Samstag, dem 30. November 2019, wird der Bischof von Würzburg, Franz Jung, Br. Marcel Holzheimer zum Priester weihen. Der Weihegottesdienst beginnt um 10 Uhr in der Augustinerkirche in Würzburg.





Wechsel im Provinzsekretariat

Nach drei sehr schönen Jahren im Provinzsekretariat und an der Klosterpforte verlasse ich nun das Augustinerkloster Würzburg, um mit meinem Partner in Köln zu leben und zu arbeiten. Ich bin dankbar für die Erfahrungen, die ich hier sammeln durfte, und für die vielen lieben Menschen, die ich hier kennengelernt habe. Den Augustinern und allen, die mit ihnen verbunden sind, wünsche ich alles Gute und freue mich auf ein Wiedersehen. Zugleich begrüße ich im Namen der Augustiner Frau Annika Bernhardt, die seit dem 17. Juni als meine Nachfolgerin im Provinzsekretariat arbeitet.

Debora Herzog

Ich habe mich von Beginn an im Kloster herzlich willkommen gefühlt und glaube, dass die Augustiner die Werte des heiligen Augustinus wirklich leben. Debora Herzog hat mir den Einstieg in den neuen Arbeitsplatz leicht gemacht, und ich bin ihr sehr dankbar für diese intensive Einarbeitung. Neugierig bin ich auf die weiteren Schritte, die auf mich zukommen werden, z. B. bezüglich der Neubesetzung der Konvente. Außerdem danke ich Pater Lukas sehr für sein Verständnis in Bezug auf die Flexibilität meiner Arbeitszeit: Als Mutter meiner fünf Jahre alten Tochter Isabella sind Arbeit und Familie nicht immer einfach zu vereinbaren.

Annika Bernhardt



P. Ingbert Graber OSA

P. Ingbert wurde am 3. November 1933 zu Garstadt am Main geboren und auf den Namen Erich getauft. In Münnerstadt legte er im Sommer 1954 die Reifeprüfung ab. Im selben Jahr begann er das Noviziat, das er am 23. August 1955 mit der ersten Profess abschloss. 1956 kam er zum Studium der Theologie nach Rom in unser internationales Kolleg *Santa Monica*. Im Oktober 1958 legte er dort seine feierliche Profess ab und wurde am 19. Dezember 1959 in der Lateranbasilika zum Priester geweiht. Im Jahr 1965 folgte die Wahl zum Provinzsekretär. 1991 wurde P. Ingbert als Prior nach Walldürn versetzt. 2007 kehrte er nach Würzburg zurück und war bis zuletzt als Seelsorger unter anderem für die Augustinusschwester auf dem Heuchelhof tätig. Am 1. Mai 2019 ist er in Würzburg verstorben.

P. Günther Erb OSA

P. Günther wurde am 25. März 1925 in Frankfurt am Main geboren. 1935 kam er als Klosterschüler nach Fährbrück und 1936 nach Weiden. Im Juli 1941 wurde er in Münnerstadt als Oblate eingekleidet und machte 1943 in Frankfurt/Main das Abitur. Nach dem Krieg setzte er in Münnerstadt sein 1943 begonnenes Noviziat fort und legte am 16. September 1946 seine erste Profess ab. Am 22. Juli 1951 wurde er in Würzburg zum Priester geweiht. Ab 1954 studierte er Neuphilologie in Würzburg und war dann von 1965 bis 1987 Lehrer für neue Sprachen am Gymnasium Münnerstadt. Seit 1963 war er zudem als Seelsorger für die amerikanische Militärbasis in Bad Kissingen tätig. 2002 kam er nach Münnerstadt in den Konvent St. Michael und wurde im Juni 2010 in die Pflegestation nach Würzburg versetzt, wo er am 16. Juni 2019 verstorben ist.



Seit kurzem online: www.augustiner-in-erfurt.de

Augustinusfest

Der Gedenktag des heiligen Augustinus, den die Kirche alljährlich am 28. August begeht, ist für uns Augustiner ein besonderes Hochfest, orientieren wir unsere Lebensweise doch an der Klosterregel und der Spiritualität Augustins. Wir freuen uns, wenn Sie mit uns Augustinern dieses Fest feiern möchten. Nähere Informationen erhalten Sie über unsere Konvente in Berlin, Erfurt, Fährbrück, Maria Eich, Münnerstadt und Würzburg.



Impressum

Herausgeber: Provinzialat der Augustiner, Dominikanerplatz 2, 97070 Würzburg | Mail: info@augustiner.de

Redaktion: P. Alfons Tony OSA, P. Dominik Wernicke OSA, Annika Bernhardt, Br. Dr. Christian Rentsch OSA, P. Lukas Schmidkunz OSA, Br. Carsten Meister OSA

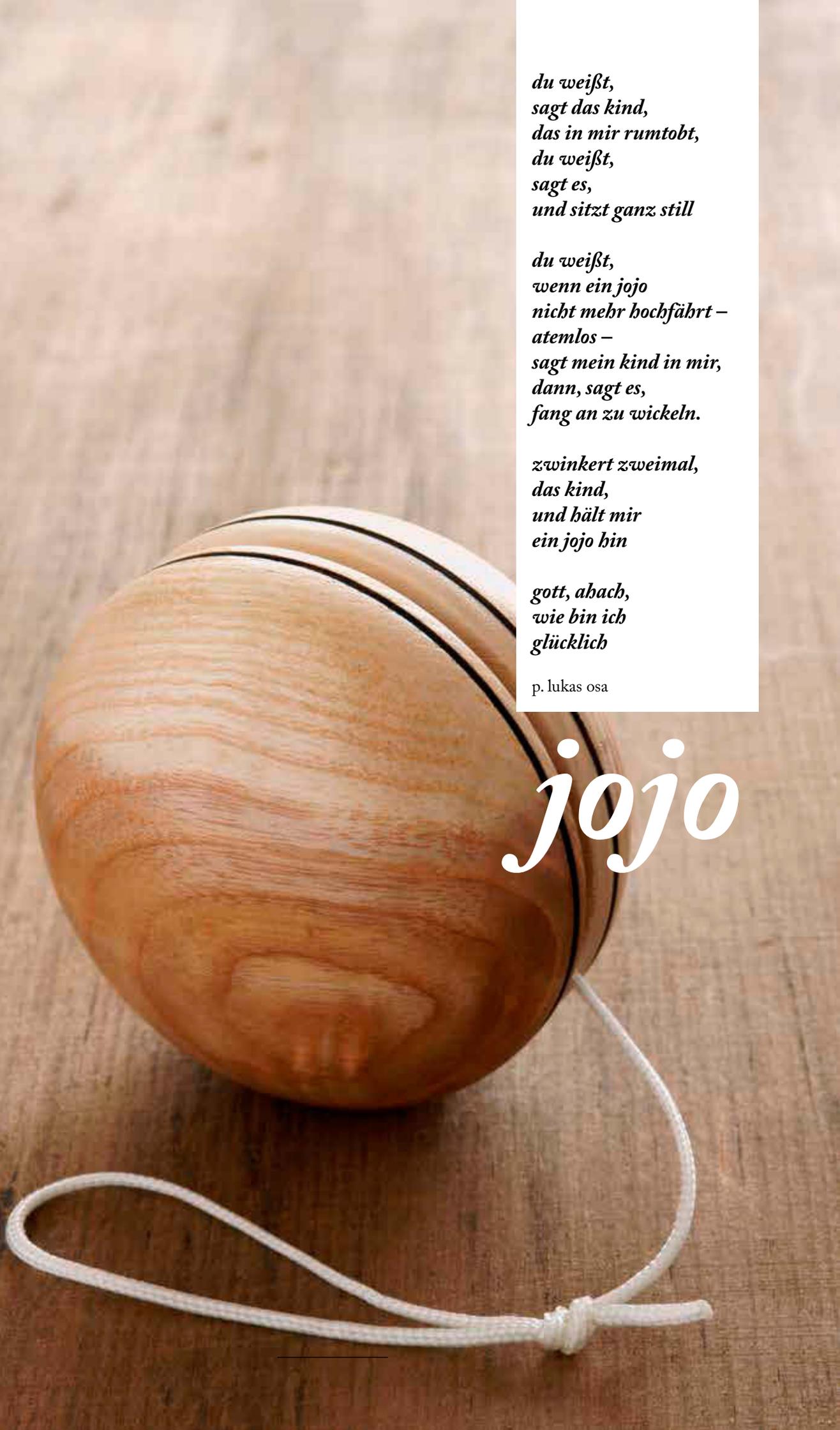
Layout: Br. Carsten Meister OSA

Fotos, Grafiken: Wenn nicht anders angegeben: Augustiner, Adobe Stock oder privat

Erscheinungsweise: halbjährlich

Für Druck- und Portospenden:

IBAN: DE20 7509 0300 0003 0151 06, BIC: GENODEF1M05, Stichwort: Ausgabe AUGUSTINER



*du weißt,
sagt das kind,
das in mir rumtobt,
du weißt,
sagt es,
und sitzt ganz still*

*du weißt,
wenn ein jojo
nicht mehr hochfährt –
atemlos –
sagt mein kind in mir,
dann, sagt es,
fang an zu wickeln.*

*zwinkert zweimal,
das kind,
und hält mir
ein jojo hin*

*gott, abach,
wie bin ich
glücklich*

p. lukas osa

jojo